

# Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.  
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).  
Einzelne Nummer 15 Pf.  
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertel, 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:  
80. (20), Elisabeth-Ufer 55.  
Ausgabe für Spedition:  
„Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.  
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.  
Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.  
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 883 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 38.

Sonnabend, den 20. September 1890.

IV. Jahrgang.

**Die Praxis des preussischen Vereinsrechtes. II. — Zur Chinesenfrage. — Aus den Vereinigten Staaten. — Die Hausindustrie der russischen Bauern. — Es dämmert.**

**Gedicht. — Novelle. — Aus meinem Bauernspiegel. IV. — Ein Sieg des Idealismus. — Das platte Land und die Sozialdemokratie. IV. — Eine Revolution in der technischen Verwendung der Metalle.**

## Achtung!

Diejenigen Genossen, welche auf Grund des Sozialistengesetzes aus Berlin ausgewiesen und Willens sind, zum 1. Oktober nach Berlin zurückzukehren, resp. vorübergehend zu dieser Zeit Berlin besuchen wollen, werden hierdurch ersucht, ihre Adressen bis spätestens 20. September brieflich mit Angabe, ob sie in Berlin zu verbleiben oder nur vorübergehend zurückzukehren gedenken, umgehend an Unterzeichnete einzureichen, da spätere Meldungen nicht berücksichtigt werden können.

Diejenigen Genossen, welche aus eigenen Mitteln, nicht im Stande sind, die Reise bestreiten zu können, ersuchen wir, wenn sie zu diesem Tage an der zu veranstaltenden Festlichkeit theilzunehmen wünschen, sich gleichfalls vertrauensvoll an Unterzeichnete zu wenden, da wir ihnen einen kleinen Zuschuß in Aussicht stellen können, weil der Ueberschuß des zu veranstaltenden Vergnügens dazu verwandt werden soll.

Alle bis dato, sowie bis zum 20. September eingehende Meldungen und Anfragen werden wir mit näherer Angabe in Betreff des Empfanges u. bis spätestens 22. September brieflich beantworten.

**Otto Klein**, Zigarrengeschäft, Ritterstr. 15, S.  
**Carl Wildberger**, Tapezier, Kommandantenstr. 60, S.  
**Gottfried Schulz**, Zigarrengeschäft, Kottbusyerplatz, 80.  
**Otto Thierbach**, Rheinsbergerstr. 29, N.

Die Parteiblätter werden um Abdruck dieses Aufrufs gebeten.

## Zum Parteitag in Halle.

An die Parteigenossen.

Von mehreren Seiten wurden Anfragen an uns gerichtet, wie die Wahl von Delegirten in Wahlkreisen mit einer größeren Anzahl Orten vorgenommen werden soll.

Darauf erwidern wir, daß in diesem Falle die Wahl in einer Konferenz von Vertrauensleuten des Wahlkreises vorzunehmen ist.

Um die Mandatprüfung rasch erledigen zu können, empfiehlt es sich, daß die Parteigenossen sich gedruckter Formulare für die Mandate bedienen, die durch die Expedition des „Berliner Volksblatt“ (Berlin SW., Beuthstraße 3), in beliebiger Anzahl unentgeltlich zu beziehen sind. Die Delegirten jedes Wahlkreises bedürfen gemeinschaftlich nur ein Mandat.

Den Delegirten wird empfohlen, wo die Entfernung vom Orte des Parteitages dies ermöglicht (mindestens 600 Kilometer bei Hin- und Rückfahrt) sich sog. Rundreisehefte, als die billigste Fahrgelegenheit, zu beschaffen. Vorsichtshalber sollten diese Rundreisehefte einige Tage vor der Abreise zum Parteitag bei der in Frage kommenden Ausgabestelle bestellt werden.

Die Delegirten werden gebeten, sofort nach erfolgter Wahl sich bei dem Lokalausschuß in Halle a. S.

anzumelden, damit für ihre Unterkunft Sorge getragen werden kann.

Mitglieder des Lokalausschusses sind die Genossen: Wihl. Grothe, Otto Wittag, Albert Sanow, Gustav Schmidt und Wihl. Sengpiel.

Die Anmeldungen sind an Wihl. Grothe, Jakobstraße 2, Halle a. S., zu richten.

Die Verhandlungen des Parteitages finden im „Hofjäger“ statt.

Der Fraktionsvorstand.

## Die Praxis des preussischen Vereinsrechtes.

II. Arten der Vereine.

Nach dem preussischen Vereinsgesetz giebt es drei verschiedene Arten von Vereinen:

1. Vereine, welche bezwecken politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern (§ 8 des Gesetzes);
2. Vereine, welche eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezwecken (§ 2 des Gesetzes);
3. Vereine, welche weder das eine noch das andere bezwecken.

Mit den letztgenannten Vereinen beschäftigt sich das Gesetz gar nicht, sie gehen die Polizeibehörde nichts an. Dieselbe hat über solche Vereine kein Aufsichtsrecht und darf sich in ihre Angelegenheiten nicht einmischen. Weder die Einreichung von Statuten noch das Mitglieder-Verzeichniß wird von ihnen verlangt.

Von der ersten und zweiten Klasse der Vereine dagegen hat die Polizeibehörde das Recht, die Einreichung von Statuten und Mitglieder-Verzeichniß zur Kenntnisaufnahme zu verlangen.

Der ersten Klasse sind außerdem noch folgende Beschränkungen aufgelegt, daß sie:

- a) Frauenspersonen, Schüler und Lehrlinge nicht als Mitglieder aufnehmen, auch an den Versammlungen und Sitzungen nicht theilnehmen lassen darf, wenn der überwachende Beamte letzteres nicht gestattet,
- b) daß sie mit anderen Vereinen gleicher Art nicht in Verbindung treten darf.

Das erscheint Alles klar und deutlich, ist aber durch die Praxis der Gerichte recht verworren und unklar geworden. Die Unklarheit ergibt sich aus der Unbestimmtheit der Begriffe:

1. Was sind öffentliche Angelegenheiten? und
2. Was sind politische Gegenstände?

Aus dem Gesetze selbst geht hervor, daß beide Ausdrücke nicht gleichwerthig sein können, denn sonst hätte der Gesetzgeber nur einen von ihnen, nicht beide nebeneinander, gebraucht. Es liegt aber ein Erkenntniß des ehemaligen Obertribunals vom 30. März 1874 vor, das beide Ausdrücke als gleichwerthig nimmt und nur feststellt, daß jeder Verein ein „politischer Verein“ sei, der eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezwecke. Dieser Annahme stehen aber ältere wie neuere Erkenntnisse entgegen, die zwischen öffentlichen und politischen Angelegenheiten so unterscheiden, daß der erstere Begriff der weitergehende ist, der den zweiten umschließt.

Die öffentlichen Angelegenheiten begreifen alle Angelegenheiten in sich, die über das Gebiet des Rechtskreises bestimmter physischer oder moralischer Personen (Körperschaften) hinausgehen.

Diese Angelegenheiten sind nicht politische, sobald sie weder den Staat noch seine Organe, wissenschaftlich oder praktisch berühren, sondern sich auf das Gebiet der Kunst, Wissenschaft, Technik, der Gewerbe und der Religion bewegen.

Sowie der Staat als lebender Organismus irgendwie berührt wird, sowie seine innere oder äußere Politik, seine Verfassung oder Verwaltung in Frage kommt, so-

wie auf die Stellung der Staatsangehörigen zur Staatsgewalt Bezug genommen, oder die Mitwirkung der Gesetzgebung, oder einer Staatsbehörde praktisch in Anspruch genommen wird, betrachtet man die betreffende Angelegenheit als politischen Gegenstand.

Die sozialen Fragen, wenn sie rein theoretisch erörtert werden, sind nicht nothwendig politische Gegenstände, sie nehmen diesen Charakter aber sofort an, sowie ihre Lösung erörtert wird, wenn diese eine Aenderung der bestehenden Staatsrichtungen voraussetzt.

So kann also eine Erörterung der sozialen Fragen, die auf jede Mitwirkung des Staates und der Behörden von vornherein verzichtet, die sich lediglich auf den Standpunkt der reinen Selbsthilfe stellt, als eine Erörterung eines politischen Gegenstandes nicht betrachtet werden.

Die letztere Anschauung, das scharfe Unterscheiden von lediglich öffentlichen und speziell politischen Angelegenheiten ist heute Gerichtspraxis. Es wird von den Gerichten verlangt, daß der Staatsanwalt Beweise dafür schafft, es seien in den Versammlungen eines Vereins Gegenstände in der Art erörtert, daß der Staat oder seine Organe dabei in der angegebenen Art berührt sind. Kann dieses nicht bewiesen werden, so greift der § 8 nicht Platz.

Ein Verein zur Herausgabe eines politischen Blattes oder zur Herausgabe politischer Schriften bezweckt ohne Zweifel eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten. Wenn ihm aber nicht nachgewiesen werden kann, daß er in Versammlungen politische Angelegenheiten erörtert, also vielleicht über den Inhalt der herausgegebenen Schriften debattirt hat, oder die Schriften selbst in einer Vereinsversammlung vorgelesen sind, kann der § 8 auf den Verein keine Anwendung finden.

Es werden Versammlungen von Sitzungen unterschieden. Daß dieser Unterschied in der praktischen Rechtspflege irgendwie hervorgetreten ist, ist nicht bekannt. Wenn im ferneren Verlaufe des Abschnittes von dem anwesenden Abgeordneten der Obrigkeit die Rede ist, so setzt dieses voraus, daß die Versammlung oder Sitzung eine angemeldete nach § 1 des Vereinsgesetzes ist, daß also öffentliche Angelegenheiten verhandelt oder berathen werden sollen. Ist dies nicht der Fall, dann brauchen auch die Versammlungen oder Sitzungen eines politischen Vereines nicht angemeldet zu werden, ein Abgeordneter der Obrigkeit hat dann keinen Zutritt zu beanspruchen.

In diesem Verhältniß würden Vergnügungs- oder Festversammlungen stehen, in welchen politische Gegenstände nicht erörtert werden sollen. Eine Festrede, die im Allgemeinen die Zwecke und Ziele des Vereines hervorhebt zum Festhalten an diesen Zielen und zur Theilnahme an der Vereinsthätigkeit auffordert, in der aber eine öffentliche Angelegenheit nicht erörtert wird, ist in solchen Festversammlungen politischer Vereine, an welcher auch Frauen und Kinder theilnehmen, und die nicht angemeldet worden ist, durchaus statthaft, wie durch mehrfache freisprechende Urtheile festgestellt worden ist.

Die unter §§ 1 und 2 genannten Vereine sind verpflichtet, Statuten und das Mitgliederverzeichnis innerhalb dreier Tage nach Gründung des Vereines der Ortspolizeibehörde zur Kenntnisaufnahme (nicht wie oft irrthümlich angenommen wird, zur Genehmigung) einzureichen. Die Ortspolizeibehörde hat darüber sofort, Zug um Zug, Bescheinigung zu erteilen. Eine weitere Rückäußerung der Polizeibehörde ist nicht vorgesehen. Die Namen der Vorstandsmitglieder anzugeben, liegt keine Verpflichtung vor, auch auf Anfrage nicht. Die Polizeibehörde hat nur das Recht, in Bezug auf die Statuten und das Mitgliederverzeichnis Auskunft zu verlangen.

Änderungen in den Statuten oder im Mitgliederbestande sind ebenfalls innerhalb dreier Tage zur Kenntnisaufnahme der Ortspolizei zu bringen.



Ogleich also das Statut der Polizeibehörde zur Kenntnis eingereicht wird, ist es der Behörde gegenüber doch nicht maßgebend oder bindend. Der Zusatz in den Statuten z. B., daß politische Gegenstände von der Erörterung ausgeschlossen sind, verhindert nicht, daß der Verein für einen politischen Verein angesehen und dem § 8 unterstellt werden kann.

Die Behörde, Polizei wie Staatsanwalt und Gericht, beurtheilen den Zweck des Vereines selbständig unter Berücksichtigung aller zu ihrer Kenntnis gekommenen Thatsachen.

So wie das Statut keinen entscheidenden Anhalt darüber geben kann, ob nicht die im Bereiche einer Ortspolizeibehörde befindlichen Mitglieder eines großen örtlich nicht begrenzten Vereines doch im gesetzlichen Sinne einen Verein unter sich bilden, so ist auch der Inhalt des Statuts in Bezug auf Zweck der Vereinigung kein entscheidender. Es kommt nur darauf an, ob thatsächlich nachzuweisen ist, daß sich an einem Orte eine Mehrzahl von Personen vereinigt hat, welche bezwecken, politische Angelegenheiten in Versammlungen zu erörtern oder auf öffentliche Angelegenheiten einzuwirken, um den § 8 oder den § 2 des Vereinsgesetzes in Anwendung zu bringen.

Noch bestimmter ist in mehreren Erkenntnissen ausgesprochen, daß es genügt, um eine besondere Vereinsthätigkeit der Mitglieder eines größeren, über mehrere Orte sich erstreckenden Vereines entgegen dem Wortlaute der Statuten, festzustellen, wenn thatsächlich konstatiert ist, daß die an einem Orte wohnenden Mitglieder eines solchen Vereines mit einem andern politischen Verein zusammen in die Öffentlichkeit getreten sind.

Es ist, um diese Mitglieder als besonderen Verein darzustellen, nicht einmal der Nachweis nöthig, daß sie selbst in ihrer Sonderversammlung politische Angelegenheiten erörtern haben, sondern nur, daß sie überhaupt eine gemeinsame Thätigkeit entwickelt haben.

Wanderversammlungen eines größeren politischen Vereines an einem anderen Orte, an welchen auch Nichtmitglieder teilnehmen, dürfen abgehalten werden. Sie begründen für sich allein noch nicht notwendig, die Annahme, daß die am Ort anwesigen Teilnehmer einen selbständigen politischen Lokalverein gebildet haben.

Am die Thatsache des „Inverbindung-tretens“ festzustellen, gehört der Nachweis einer beiderseitigen Thätigkeit. Die bloße Aufforderung von der einen Seite zur Herstellung einer Verbindung ohne eine entsprechende Erwiderung oder eine auf Herstellung gegenseitiger Beziehungen gerichtete Handlung kann als Inverbindung-treten nicht betrachtet werden.

Die Bestimmungen des Gesetzes erhalten den der Opposition angehörigen Vereinen gegenüber die allerweiteste Anwendung, weil aus den Verhandlungen der gesetzgebenden Faktoren hervorgeht, daß das preussische Vereinsgesetz beabsichtigt, die Thätigkeit der politischen Vereine zu lokalisieren und jede ausgedehnte Organisation, jede Zentralisation derselben zu verhindern.

Die Anwendung des Gesetzes steht nach der deutschen Rechtsverfassung ganz und gar im Belieben der betreffenden Behörden. Sie können nach ihrem Ermessen das Gesetz gegen verschiedene Vereine ganz, theilweise oder garnicht anwenden. Doch zeichnet sich in einem Punkt das preussische Gesetz vortheilhaft von der Mehrzahl der anderen deutschen Vereinsgesetze aus; es läßt ein lediglich auf den Verwaltungsweg sich beschränkendes Verfahren gegen die Vereine nicht zu. Es eröffnet überall den Rechtsweg. Ohne Richterspruch, ohne öffentliches Verfahren kann in Preußen kein Verein endgültig unterdrückt werden.

Dieser Vortheil wird freilich sehr erheblich abgeschwächt durch das Recht der Polizei, Vereine, die gegen den § 8 verstoßen, vorläufig zu schließen und diese Schließung bis zum gänzlichen Austrage der Sache aufrecht zu erhalten. Es kann so vorkommen, daß, bis die Freisprechung erfolgt ist, Vereine mehrere Jahre lang „vorläufig“ geschlossen bleiben, selbst wenn jedermann einen für die Vereine günstigen endlichen Ausgang des Prozesses voraussehen muß.

Eine weitere Knebelung der Vereine, die von der Staatsanwaltschaft in Berlin versucht wurde, ist mißglückt. Die Staatsanwaltschaft setzte in einem Prozeß gegen eine Reihe Fachvereine einer Gewerkschaft den Richterspruch durch, daß die „Gesamttorganisation“ der Gewerkschaft zu schließen sei. Mit diesem Urtheil versuchte sie nun Lokalvereine, die in den Prozeß hatten nicht hineingezogen werden können, zu unterdrücken, ohne gegen sie besondere Anklage zu erheben, die sich nicht hätte begründen lassen. Der Versuch mißlang vollständig. Die Verwaltungsgerichte hoben die ohne Richterspruch erfolgten Schließungen von Vereinen im Verwaltungswege auf und die Gerichte untersuchten für jeden besonderen Verein die Thatsachen besonders. Die Liebesmühe war umsonst gewesen.

Gust. Kessler.

### Zur Chinesenfrage.

n. Das charakteristische Merkmal der kapitalistischen Produktion ist die Gewinnung von Mehrwerth durch Anwendung gekaufter, fremder Arbeitskraft. Da nun aber ein Mehrwerth überhaupt nur produziert werden kann, wenn der Produktionsprozeß über die Zeit hinaus dauert, welche zum Ersatz des Werthes der angewandten Arbeitskraft nöthig ist, so wird das Hauptbestreben des Kapitals in erster Linie darauf gerichtet

sein, die letztere möglichst billig zu kaufen. Je kürzer die notwendige Arbeitszeit, um so größer der Theil des Arbeitstages, in dem Mehrwerth erzeugt wird, und je geringer derjenige Werth des Produktes, der als Äquivalent der konsumirten Waare Arbeitskraft aufgewendet werden muß, um so größer die Produktemasse, die als Mehrwerth in die Tasche des Kapitalisten fließt.

Nun ist aber der Werth der Waare Arbeitskraft, der sich in den Bedürfnissen des Arbeiters, sowie in den Existenzkosten seiner Nachkommen darstellt, unter gegebenen Verhältnissen ein festbestimmter, welcher der Lohn-drückerei ihre Schranke setzt; und auch der einfachen Methode, den Mehrwerth durch Verlängerung der täglichen Arbeitszeit zu vergrößern, stellen sich derartige Schranken entgegen.

Jahrzehnte hindurch hat der erbarmungslose Konkurrenzdruck der durch die Werkzeugmaschine geschaffenen „Reservearmee“ genügt, den Preis der Arbeitskraft zu Gunsten des Kapitals zu reguliren und die keimende Organisation des Proletariats niederzuhalten. Schreitet jedoch die Organisation der Arbeiterklasse weiter fort und nimmt etwa gar nebenher der Staat zu Gunsten derselben Stellung, dann wird das Kapital in der Wahl seiner Kampfmittel nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Es wird bedürfnislose Kulis zu importiren und gegen die organisirte Arbeiterschaft ins Treffen zu führen versuchen, wie es bisher die genügsamen Polen und Italiener gegen die anspruchsvolleren Lohnarbeiter der fortgeschrittenen Industrieländer ausspielte. Man gebe sich nicht der Täuschung hin, daß die Aussicht auf die furchtbaren Folgen, welche dieses Vorgehen für das soziale und sittliche Leben des Klassenstaates im Gefolge hätte, die Bourgeoisie auf die Dauer zurückschrecken werde. Ihr selbstsüchtiges Eigeninteresse hat ihr stets höher gestanden, als all der kulturelle und moralische Hofuspokus, den sie offiziell mitmachte und zu politischer Bauernjängerei zu benutzen verstand.

Die Lebensansprüche des Chinesen sind so gering, daß dagegen selbst die Bedürfnislosigkeit unserer vöpreussischen Tagelöhner eine elende Stümperei ist. Die dürftigste Nahrung und jämmerlichste Behausung stellen ihn zufrieden. In den Staaten Amerikas, wo er festen Fuß gefaßt hat, begnügt er sich mit einem Viertel und Fünftel der üblichen Löhne. Gleichzeitig besitzt er Kasseigenschaften, die seine Konkurrenz noch gefährlicher machen. Er ist zäh und schmiegsam, gerieben und rücksichtslos im Kampfe ums Dasein, aber auch anstelliger und geschickter bei der Arbeit, als etwa ein afrikanischer Kuli. Dort, wo er Nahrung zu finden hofft, setzt er sich beharrlich fest wie ein Parasit. Seine schmutzigen und thierischen Lebensgewohnheiten vertreiben den Gegner; man meidet ihn wie einen Pestkranken und räumt das Feld. Nicht minder beispiellos ist die Fähigkeit seiner Lebenskraft. Er arbeitet 16—18 Stunden, gönnt sich keinen Augenblick der Muße und Ruhe und nur die nothdürftigsten Stunden des Schlafes. Abgemagert bis aufs Skelett, ein Bild größtens Elends, ist er jederzeit zur äußersten Ueberanstrengung bereit, wenn seine Habgier die geringste Befriedigung findet. Seine religiösen Anschauungen, wonach er nichts auf Erden, dagegen alle Genüsse der Behaglichkeit und Ruhe erst im „Jenseits“ zu erwarten hat, sind hierbei von nicht zu unterschätzendem Einflusse. Höchstens im nervenzersetzenden Genusse von Opium sucht er sich einen Vorgesmack der künftigen „Himmelsfreuden“ zu verschaffen.

Man wird es begreiflich finden, daß unter solchen Umständen der Gedanke an einen Kuli-Import jedes profithungrige Kapitalistenherz höher schlagen macht. Bezeichnend aber ist es, daß in Deutschland preussische Junker und Großgrundbesitzer diesen Gedanken zuerst ernstlich in Betracht gezogen haben. Diese edeln Herren, unter deren Tagelöhnerschaaren der Hungertypus grassirt, schätzen natürlich den „Arbeitermangel“ vor, gerade wie norddeutsche Schiffschheder mit frommem Augenverdrehen die Anstellung schwarzer Heizer auf ihren Schiffen als eine Bethätigung ihres Humanitätsgeföhles hinstellten, das es ihnen zur Pflicht mache, an Stelle der weniger widerstandsfähigen Weißen, an die tropische Hitze gewöhnte Afrikaner vor die Feuerstellen ihrer Dampfer zu stellen. In Wahrheit handelt es sich in beiden Fällen nur um die Ausbeutung und Heranziehung billigerer Arbeitskräfte als der einheimischen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte eine etwaige Einfuhr von Chinesen auch zuerst nach dem platten Lande erfolgen, denn bei der langsamen Entwicklung der landwirtschaftlichen Technik, welche durch die heutige Bodenzerpflückerung bedingt wird, wird der Grundbesitz der überlegenen Betriebsweise des Auslandes durch Anstellung von möglichst billigen Arbeitskräften zu begegnen suchen. Ein Hinübergreifen dieser Praxis in die Industrie läge dann freilich sehr nahe.

Schließlich ist es aber garnicht nöthig, daß der Chinesen zu uns kommt, um als direkter Konkurrent auf dem Arbeitermarkte die Löhne zu drücken, es genügt schon, daß das Kapital zu ihm geht. Die billigen chinesischen Produkte würden dann bald die heimischen Marktpreise und somit den Werth der heimischen Arbeitskräfte herunter-schrauben. Schon Marx weist im „Kapital“ in einer Anmerkung hierauf hin. Er zitiert dort — nach der „Times“ vom 3. September 1873 — folgende Stelle aus einer Rede des englischen Parlamentsmitgliedes Stapleton:

„Wenn China ein großes Industrieland wird, so sehe ich nicht ein, wie die europäische Arbeiterbevölke-

rung den Kampf anhalten könnte, ohne auf das Niveau ihrer Konkurrenten herabzusteigen.“

Dieser Hinweis gewinnt an Bedeutung, wenn wir bedenken, daß China seitdem mit Hochdruck daran arbeitet, ein Culturland im europäischen Sinne zu werden. Schon jetzt schreitet seine industrielle Entwicklung mit Entschiedenheit vorwärts, schwillt sein Export stetig an. Auch die Hoffnung, daß der Jahrtausende lange Stillstand der chinesischen Kultur, der ja schon im Charakter der Bewohner durch den Mangel jeglicher „Begehrlichkeit“ zu Tage tritt, diese Gefahr für die abendländische Arbeiterbevölkerung in weite Ferne rückt, ist nicht stichhaltig. Mit der Ausbreitung der modernen kapitalistischen Wirtschaftsweise fällt ja eben die Hauptursache dieser Kultur-stagnation hinweg.

In keinem Falle aber darf das Proletariat die Chinesengefahr ganz leicht behandeln. Es muß sich im Gegentheil durch immer straffere Organisation bei Zeiten rüsten, um jeden Angriff des Kapitals auch von jener Seite mit Erfolg zurückweisen zu können.

Zum Glück wird ihm hierbei vorläufig noch ein Bundesgenosse zur Seite stehen, der im Uebrigen sein erklärtester Gegner ist — der Militarismus. Die wirtschaftlichen Klagengegensätze und Klassenkämpfe kommen auch im wirtschaftlichen Konkurrenzkampf der Nationen untereinander zum Vorschein. Nur durch Millionen von Bajonette vermag das herrschende Kapital noch seine Machtstellung nach innen und außen zu halten. Und wehe der Nation, die heut nicht über einen leistungsfähigen Soldatenstand verfügt oder gar durch Begünstigung eines Kuli-Importes die Degeneration der Arbeiterklasse noch beschleunigen läßt. Schon jetzt schnellen infolge der verhängnisvollen Wirkungen der kapitalistischen Produktionsanarchie auf die Lebenskraft der Arbeiterklasse, die Ziffern der Militäruntanglichen außerordentlich empor. Welchem Schicksal aber ginge wohl derjenige Klassenstaat entgegen, der seinen Soldatenstamm aus einer ganz entnervten und auf die Lebenshaltung der Kulis gedrückten Arbeiter-Generation entnehmen müßte?

Schließlich ist auch noch anderweitig dafür gesorgt, daß die Annahmung des Kapitals nicht in den Himmel wächst, denn trotz der zitierten Kasseigenschaften der Chinesen dauert die Bedürfnislosigkeit der „Wilden“, sobald sie höhere Kulturgenüsse kennen gelernt haben, auch nicht ewig. Der Streik der schwarzen Hamburger Heizer ist noch in aller Erinnerung und ein Blick auf unsere einheimischen Land-Tagelöhner-Kulis bestätigt dies ebenfalls.

Und zuletzt, für wen soll denn überhaupt noch produziert werden, wenn die Mehrzahl der Menschen auf das Skostadium der Barbarei gedrückt ist?

### Aus den „Vereinigten Staaten“.

E. S. New-York, August.

Die Entwicklung der Bourgeoisie ist wahrhaft glänzend. Die andern Klassen kommen daneben nicht auf. Besonders das Kleinbäuerthum, die Farmer, sogar die in den eben erst eröffneten nordwestlichen Gebieten, befinden sich in einer nicht beneidenswerthen Lage. Im Osten, außer in der Nähe großer Städte, wo die Gartenkultur einigermaßen einträglich ist, befindet sich die Grundrente, also der Werth der Farmen, in Folge der westlichen Konkurrenz, in fortwährendem Sinken und viele Farmhäuser verfallen und große Felder werden wüst, weil sich kein Käufer für dieselben findet. In vielen Gegenden des Ostens ist in den letzten zehn Jahren die Bevölkerungszahl, die im ganzen Lande um rund 30 pCt. zugenommen, gefallen, und nur wo die Fabriken in Aufschwung kamen, wurde der Verlust der Agrikultur-Bevölkerung durch die Zunahme der Industrie-Arbeiter mehr als ausgeglichen. Dagegen ist der Land-Hunger im äußersten Westen, den neu eröffneten Ländereien, außerordentlich stark. Abgesehen davon, daß innerhalb zweier Jahre sechs Staaten sich konstituirten und ein Territorium, Oklahoma, eröffnet wurde, drängt sich auch die östliche Bevölkerung jetzt in das Mormonen-Gebiet Utah und hat den Mormonen, trotzdem dieselben ebenfalls stark an Zahl zugenommen haben, bereits bei den neulichen Lokalwahlen die Stimmenmehrheit und damit die Herrschaft in ihrer Hauptstadt am großen Salzsee entrißen.

Die Farmer sind gegenwärtig mit der Gründung einer nationalen Farmer-Partei beschäftigt, deren Programm jedoch ein sehr konfus ist. Sie verlangen zum Beispiel unbeschränkte Ausgabe von Papiergeld seitens der Bundesregierung, Einrichtung von Regierungs-Lagerhäusern, in denen sie ihr Korn gegen Empfangnahme des Marktpreises dafür aus der Bundeskasse deponiren können.

Die politische Bewegung des Proletariats ist leider noch immer nicht weit über den Anfangszustand hinaus. In New-York hat die sozialistische Arbeiterpartei zwar neulich, in Verbindung mit einigen Gewerkschaften, eine politische Kampagne eröffnet, doch verhält das englisch-sprechende Element sich dieser Bewegung gegenüber leider noch immer entschieden passiv, so daß dieselbe auch diesmal eine fast ausschließlich deutsche bleiben muß. Die Nationalisten, Anhänger der Bellamy'schen Richtung, kleinbürgerliche Utopisten, haben gleichfalls eine Kampagne eröffnet und einige englisch-sprechende Arbeiter für sich interessiert. Sie boten den Sozialisten gemeinsames Vorgehen in der Kampagne an, doch wurde dies von den letzteren zurückgewiesen, da die Nationalisten und ihr Anhang ein gar zu kurioses, krauses und tonterbantes Programm aufgestellt hatten, zu welchem all die verschiedenen



Basard-Arbeiterparteien, welche seit Beginn der Geschichte der hiesigen Arbeiterbewegung hier aufgetaucht sind, je einen Felsen geliefert haben . . .

Großartige Wellen schlägt dagegen die ökonomische Bewegung. Nach zweimonatlichem schweren Kampfe haben es die hiesigen Mäntelmacher, ausschließlich polnische und russische Israeliten, soweit gebracht, daß die Fabrikanten, welche sie, um ihre Organisation zu zerstören, auf die Straße warfen, ihre sämtlichen Forderungen bewilligten; und darunter waren zwei, welche das Kapital nur im höchsten Nothfall bewilligt, nämlich die, daß alle Arbeiter, welche während der Aussperrung die Stellen der Ausgesperrten einnahmen, zu entlassen seien und nur Mitglieder der Arbeiter-Organisation in Zukunft von den Fabrikanten beschäftigt werden dürfen. Die Fabrikanten werden dafür, daß sie, um ihren Profit, oder mindestens einen Theil davon zu retten, die Interessen des Großkapitals derart verrathen haben, von der ganzen kapitalistischen Presse mit einer wahren Düngrube von Beschimpfungen überworfen. Natürlich gingen auch die Arbeiter und besonders die Leiter dieses glänzend geführten Kampfes nicht frei aus und das alte abgedroschene Geschrei von der Tyrannei der Arbeiter-Organisation tönte lauter denn je.

Die Thatsache, daß ein derart im Schlamm der Armuth versunkenes Element, wie die hiesigen Mäntelmacher, sich aufrufen, sich organisiren und einen Kampf von diesem Umfange und dieser Dauer siegreich durchzuführen konnten, hat erhebend auf alle übrigen Arbeiter gewirkt und eine gute Stimmung herrscht überall.

Die Verkürzung der Arbeitszeit auf acht, resp. neun Stunden per Tag, macht im ganzen Lande gute Fortschritte. Aus allen Theilen desselben kommen Nachrichten von gewonnenen oder noch im Gang befindlichen Streiks zur Durchsetzung des verkürzten Arbeitstages, und es ist wohl anzunehmen, daß noch in weit mehr Fällen die Verkürzung der Arbeitszeit ohne Kampf einfach durch Uebereinkommen herbeigeführt werde, wovon natürlich nur in seltenen Fällen etwas in die Oeffentlichkeit dringt, da die Zeitungen jetzt so von Berichten über Arbeiter-Angelegenheiten in Anspruch genommen sind, daß Meldungen weniger wichtiger Vorkommnisse einfach in den Papierkorb fliegen müssen.

Ein zweiter Hauptvorstoß in der Richtung zur Verkürzung der Arbeitszeit wird nicht vor dem 1. Mai 1891 gemacht werden, und zwar sind es diesmal die Kohlengräber, welche sich bereit erklärt haben, den Kampf aufzunehmen. Man hatte den Vorstoß derselben bereits bei Beginn der kommenden Winteraison erwartet, in welchem Falle ein riesenhafter Kampf zu erwarten gewesen wäre. Der Umstand, daß sie das Datum des definitiven Vorgehens auf den Beginn der verhältnismäßig ungünstigen Sommerzeit verlegten, scheint anzudeuten, daß sie eine friedliche Lösung der Frage erwarten.

## Die Haus-Industrie der russischen Bauern.

Die ausnahmsweise wirtschaftliche und soziale Stellung, welche bis jetzt in der Reihe der europäischen Länder das russische Reich einnimmt, ruft in diesem Lande Erscheinungen hervor, die entweder ihrem Wesen oder ihrer Ausdehnung nach ganz eigenthümlich sind. Zu dieser Kategorie von Erscheinungen gehört die russische Haus-Industrie.

Eine Haus-Industrie besteht bekanntlich noch in vielen Ländern als Uebergang vom Handwerk zur Groß-Industrie oder als ländlicher Nebenerwerb, der manchmal im Laufe der Zeit konkurrenzunfähig wird und mit einem Uebergange der Beschäftigten in's Fabriks-Proletariat endigt. In keinem Lande jedoch nimmt dieser Produktionszweig eine so hervorragende Stellung ein, wie in Rußland. Diese Stellung wird ihm sowohl durch die Zahl der in der Haus-Industrie beschäftigten Hände, wie durch die Menge und Bedeutung der auf diese Weise verfertigten Produkte gesichert.

In Rußland sind sieben Millionen Arbeiter in der Haus-Industrie beschäftigt, während in den Fabriken nicht einmal der siebente Theil dieser Zahl arbeitet (900 000 im Jahre 1888). Die industrietreibenden Bauern verdienen jährlich über 400 Millionen Rubel. In der Provinz Moskau allein bestanden im Jahre 1879 62 164 Bauernwerkstätten, in welchen 141 329 Personen beschäftigt waren. Die Haus-Industrie versorgt die Märkte mit Produkten, welche beinahe allen menschlichen Bedürfnissen entsprechen, von Schuhen und Schuhschneidern bis auf fertige Häuser, Bänne, Fenster und Thüren. Manche Produkte, wie Leinwand aus Jaroslaw, Kerzen an der Newa, Theemaschinen aus Tula oder Teppiche vom Kaukasus erfreuen sich eines großen Rufes und weisen wirklich die beste Qualität auf.

Wenn man in Beziehung auf Produktion z. B. die Bauern von Rußland und des ihm benachbarten Polen vergleicht, tritt ein schlagender Unterschied hervor. Dort und hier sind zwar zu viel Hände zur Bebauung des Acker vorhanden und deswegen gelangt die ländliche Bevölkerung schwerlich zu einer höheren Wohlhabensstufe. Der Ueberschuß von Zeit und Arbeit wird jedoch auf ganz verschiedene Weise verbraucht. In Polen strebt der Hof so vollständig wie möglich die Bedürfnisse der Bewohner und der Wirtschaft mit eigenen Kräften zu befriedigen. In Gegenden, wo Fabriks-Industrie oder Großgrundbesitz wenig Gelegenheit zur Lohnarbeit bieten, besteht noch heute volle Naturalwirtschaft. Bis auf Leinwand, Unterröcke, Schürzen und Tuch tragen der Bauer und seine Frau lauter Erzeugnisse eigener Hand-

arbeit. Die Gebäude werden von ihm gebaut und mit Stroh bedeckt, das Feld ohne Hilfe oder mit der eines Knechtes bebaut. Solche Wirtschaftsweise besteht z. B. in den Provinzen Suwalki, Lomza, Lublin in Littauen u. s. w. Die Haus-Industrie jedoch für den Absatz wird ungeachtet der in letzter Zeit zu ihrer Belebung unternommenen Versuche wenig betrieben.

Ganz verschieden sind die Verhältnisse in Rußland. Der Bauer scheint da ein geborener Industrieller zu sein, der Geschäfte treibt und sich derjenigen Thätigkeit zuwendet, welche ihm in gegebenen Verhältnissen als die einträglichste erscheint. Der russische Bauer ist keineswegs furchtsam und an seine Scholle gebunden; im Gegentheil, er ist energisch, unternehmend, schlau und so gewandt bei Handelsumgängen, daß er in dieser Beziehung beinahe die Juden übertrifft. Dieser Charakterzug, welcher bei Unternehmung und Durchführung einer weitreichenden Industrie allerdings von großer Wichtigkeit ist, die große Gewandtheit in verschiedenen Industriezweigen, wo die Bauern oft bedeutende Talente zeigen, hat die großartige Ausdehnung der russischen Haus-Industrie nach einer Seite gesichert. Dazu kam die relativ späte Einführung der Fabriks-Industrie, die Sitte, alle Umzüge auf Jahrmärkten zu besorgen, und auch die Einfachheit der Bedürfnisse, welche bei dem größten Theile der Bevölkerung durch diese einfachen Produkte genügende Befriedigung finden.

Die russische Bauern-Industrie hat vollständig den Charakter dessen, was man Haus-Industrie nennt. Sie besteht als Nebenerwerb, wird zu Hause betrieben, stellt Vorräthe von Produkten her, wartet also die Bestellungen nicht ab und hat den Absatz im Auge. Da die verschiedenen Arbeiten nicht das ganze Jahr mit gleichem Erfolge fortgesetzt werden können, dauern sie gewöhnlich den Winter, einen Theil von Herbst und Frühling, so lange die Bevölkerung von landwirtschaftlichen Arbeiten frei ist. Durchschnittlich macht das sechs Monate aus, aber manchmal, besonders bei den Spinnern, wird die Arbeitszeit auf zehn Monate ausgedehnt, wobei der Familienvater alle Landarbeiten auf sich nimmt und nur in den Monaten Juli und August sich von den übrigen Familienangehörigen helfen läßt.

Wenn auch die Industrie vom russischen Bauer als Nebenerwerb betrieben wird, ist er dabei nicht nachlässig und wendet ihr seine besten Kräfte zu, weil sie einen großen Theil seiner Jahreseinnahme bildet. Nehmen wir das Jahres-Budget einer in der Provinz Moskau wohnhaften, aus sieben Personen zusammengesetzten Familie:

Einnahmen:	
Von der Landwirtschaft . . .	142 Rubel (32,2 Prozent)
„ Haus-Industrie . . .	214 „ (48,5 „)
Aus anderen Quellen . . . . .	85 „ (19,3 „)
Ausgaben:	
Nahrung . . . . .	222 Rubel (50 Prozent)
Anzug, Schuhe . . . . .	98 „ (22 „)
Steuern . . . . .	60 „ (13,3 „)
Anderer Ausgaben . . . . .	64 „ (14,7 „)

Wir sehen, daß hier beinahe die Hälfte aller Einnahmen aus der Industrie fließt, diese also nicht leichtfertig behandelt werden kann. Die Ausgaben wollten wir nicht übergehen wegen des Interesses, welches die Einkommensvertheilung in einer russischen Bauernfamilie erregen kann.

In der Haus-Industrie ist in erster Linie die Familie des Industriellen beschäftigt. Kinder von 10 und 8 Jahren, sogar noch jüngere werden oft zur Arbeit angehalten. Die Zahl der Lohnarbeiter, wo diese überhaupt gebraucht werden, übersteigt selten zwei bis drei pro Betrieb. Nicht selten bilden sich Genossenschaften, welche gemeinsam in gemieteten oder zu diesem Zweck gebauten Lokalitäten arbeiten und den Erwerb unter sich theilen. Schon im vorigen Artikel wurde dieses Genossenschaftsgeistes, einer Eigenthümlichkeit des russischen Volkes, erwähnt. Die Gewohnheit des Arbeitens auf gemeinsame Rechnung ist so verbreitet, daß man oft aus verschiedenen Theilen des Landes bei einer Arbeit zusammengelommene Leute sieht, die nach einigen Stunden Lärm und Streit eine Gesellschaft (Artel) bilden, die später Aufsicht über die Arbeit führt und in gewisser Hinsicht die Arbeiter diszipliniert. Auch in der Haus-Industrie sind genossenschaftliche Betriebe keine Seltenheit. Im Dorfe Selehowka (Provinz Moskau) bestehen 25 Genossenschaften der Schmiede mit 400 Mitgliedern; in der Provinz Kostroma wird eine Anzahl Spinnereien auf Kosten des Dorfes erhalten und gemeinsam von seinen Bewohnern die Industrie betrieben. Ueberhaupt, wenn ein Zweig der Industrie entsteht, so beschäftigt sich mit demselben beinahe die ganze arbeitsfähige Bevölkerung der Umgegend. So arbeiten in der Gegend des oben erwähnten Dorfes Selehowka 2400 Schmiede. In den Provinzen Jaroslaw und Kostroma wird überall Leinwand verfertigt. In einem Dorfe (Selo Welikoje) wurden im Jahre 1867 bis 100 000 Leinwandstücke verfertigt.

Die ganze russische Haus-Industrie kann in fünf Theile eingetheilt werden: 1. Textil-Industrie, 2. Metall-Industrie, 3. Holz-Industrie, 4. Leder-Industrie und 5. andere weniger wichtige.

Mit der Textil-Industrie, die als Hauptzweig betrachtet werden darf, beschäftigen sich ungefähr sechs Millionen Personen, für alle anderen bleibt also nur eine Million. Es wird bearbeitet: Leinengarn, Hanf, Wolle, Baumwolle, Seide. Dazu kommt die Erzeugung von Teppichen, Spitzen, die in der Provinz Moskau allein über 16,000 Frauen beschäftigen, u. a. Die Aufzählung von Industriezweigen, welche von Haus-Industriellen betrieben werden, könnte einige Seiten einnehmen.

Die Haus-Industrie entwickelt sich am regsten in denjenigen Gebieten Rußlands, wo die Landwirtschaft weniger ergiebig ist, also in den Provinzen Moskau, Wladimir, Jaroslaw, Kostroma, Nijni-Nowgorod, Wologda, Tula, Kaluga, Twer; dagegen ist sie in solchen Provinzen, wie Wolhynien, Podolien, Kiew, Simbirsk und anderen, wo die reichen Ernten ein gutes Einkommen geben und der schwere Acker mehr Kräfte in Anspruch nimmt, sehr wenig verbreitet.

Es entsteht die Frage, ob sich diese eigenthümliche, reiche und mannigfaltige Haus-Industrie bei der steigenden Entwicklung der Fabriks-Industrien zu halten vermag, ob ihr nicht der Untergang bevorsteht. Auf diese Frage muß, wenn auch oben zwei Beispiele angeführt worden sind, wo die Fabriks- in Haus-Industrie übergegangen war, eine bejahende Antwort folgen. Zwar macht die gute Einrichtung und der große Umfang für einige Zeit die Haus-Industrie konkurrenzfähig, daneben sind der Mangel an Kapitalien, die geringe Ausdehnung der Eisenbahnen ein Hemmiß zur Entwicklung der Fabriks-Industrie und in Folge dessen eine Begünstigung für den weiteren Bestand der heutigen Verhältnisse und der Haus-Industrie. Dieser Bestand ist gleichwohl nur eine Frage der Zeit, weil Rußland, wenn auch in wirtschaftlicher Beziehung verspätet, ähnliche Wege wie seine westlichen Nachbarn geht.

Schon heute leben in denjenigen Gegenden, wo die Haus-Industrie mit der Fabriks-Produktion zu kämpfen hat, die Haus-Industriellen in viel schlechteren Verhältnissen als die Fabriks-Bevölkerung. So erzählt man über die Nagelverfertiger in der Provinz Twer, daß die Bauern schon seit 25 Jahren mit der Fabriks-Industrie dort zu kämpfen haben. Der Lohn der Männer ist um die Hälfte gefallen (von zwei Rubeln auf einen pro Woche), Frauen und Kinder verdienen viel weniger. Die Zahl der sich mit Haus-Industrie beschäftigenden Personen ist in dieser Zeit von 3000 auf 1500 gefallen. Ihre Arbeit dauert von 3 Uhr früh bis 10 Uhr Nachts und wird in kleinen, schlecht gelüfteten Räumen verrichtet. Die Sterblichkeit beträgt unter dieser Bevölkerung 4 und 5 Prozent; die Lungentuberkulose macht Verheerungen unter den Haus-Industriellen, die Fehlgeburten sind häufig, die Kinder abgemagert, schlecht gewachsen, mit einem Wort, die Rasse degenerirt, und trotzdem wollen die meisten ihre Arbeit nicht aufgeben, um nicht Fabriks-Proletarier zu werden. Aber die Noth wird sie dazu zwingen. Der Kapitalismus wirft allen Widerstand zu Boden.

## Es dämmert.

Der Verein für Sozialpolitik hat als Grundlage für seine demnächst stattfindende Jahresversammlung ein interessantes Werk über Arbeits-Einstellungen und die Fortbildung des Arbeitsvertrages herausgegeben (Verlag von Dunder und Humblot). Dasselbe enthält Berichte der Herren Auerbach (über die Arbeitsordnung in den Kohlengruben von Northumberland und Durham), Dr. Voh (über Schieds- und Einigungs-Verfahren in der Eisen- und Stahl-Industrie Nordenglands) und Bahn (über Organisation der Prinzipale und Gehälften im deutschen Buchdruckgewerbe), eingeleitet von Professor L. Brentano.

Brentano macht, indem er aus dem reichen Material seiner Mitarbeiter die allgemeinen Schlüsse zieht, nach zwei Seiten hin Front: gegen den Kapitalismus, der die Festsetzung des Arbeitsertrages dem einseitigen Ermessen des Unternehmers wahren will, und gegen den von ihm sogenannten „bureaucratischen Sozialismus“, der den Unternehmer durch die Behörde erzeuhen will. Gegen diese beiden Feinde will er dem „heißten Sehnen der heutigen Arbeiter nach Selbstbestimmung“ an seinem Theile mit zum Siege verhelfen, wobei er die Begünstigung der freien Organisationen der Arbeiter seitens des Staates durch Verleihung von Korporationsrechten u. s. w. insonderheit empfiehlt. Er thut dies mit der Wärme eines Arnold vom Winkelried, der sich mit nackter Brust in den Lanzenwald unverwundlichen Hasses aller Unternehmer und aller Geheimen Räthe stürzt.

„So schlimm ist die Sache aber doch nicht mehr, nachdem ein Größerer als Professor Brentano den Muth gehabt, den Grundsatz zu proklamiren, zu dem sich auch Herr Brentano jetzt bekennt: praktische Verwirklichung der bisher nur formalen Gleichberechtigung des Arbeiters mit dem Unternehmer. Dies und nichts anderes ist der Sinn jenes Passus in dem königlichen Erlaß vom 4. Februar, wo es heißt: „Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern sind gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, die ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten betheiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlungen mit den Arbeitgebern und mit den Organen einer Regierung befähigt werden.“ Der gemeinsame Weg zur Erreichung dieses Zieles ist, wie Brentano es ausdrückt, die Begünstigung der Organisation der Arbeiter, und, wie wir hinzusetzen, ihre allgemeine Durchführung und weitere Ausgestaltung zu einer Art ständischer Ordnung mit sozialer wie politischer Geltung. Wir verkennen nicht, daß mit einer solchen Entwicklung sowohl manche Bestimmungen der bisherigen sozialpolitischen Gesetze und noch mehr die Neigungen der Bureaucratie in Widerspruch stehen. Aber Gesetze lassen sich revidiren und der Widerstand der Bureaucraten ist nicht unüberwindlich, obwohl wir die Bedenklichkeit eines



solchen latentem und passivem Widerstande nicht ver-  
kennen.

Es scheint uns weder sachlich berechtigt noch auch  
den Empfindungen der Arbeiter selbst entsprechend, wenn  
man immer die Lohnfrage als den Springpunkt hinstellt.  
Dies mag der Fall sein, so lange ein jeder Arbeiter für  
sich dasieht und nur an sein persönliches Durchkommen  
denkt. Sobald aber die Anfänge einer Organisation da  
sind, tritt die Standesehre als gleichwertiger, wenn  
nicht vorherrschender Faktor hinzu. Diese Empfindung  
ist höchst achtenswerth und man sollte sie, soviel man  
kann, pflegen und ihr zu einer gebührenden Bethätigung  
verhelfen, damit sie nicht zu kindischer Empfindlichkeit  
ausarte. Der Weg hierzu ist abermals, daß man den  
Arbeitern die Selbstregierung in eigenen Angelegenheiten,  
wie bei den Innungen des Mittelalters, und die Selbst-  
disziplin über Thesgleichen anvertraut.

Hiermit wird auch der alten Irreliehe wirksam ent-  
gegengetreten, als ob menschliche Arbeitskraft Waare  
sei. Man wird nicht zu klaren und wahren Anschau-  
ungen auf diesem Gebiete kommen, so lange man, wie  
auch Brentano, wenn auch modifiziert, noch thut, an der  
Fiktion festhält, daß der Arbeitsvertrag ein Kaufvertrag  
sei. Man sollte nachgerade dahin kommen, ihn als  
einen Vertrag zu charakterisieren, durch welchen ein  
Unternehmer die Produktion eines Güterquantums einer  
Arbeiterkorporation unter gewissen Bedingungen in  
Entreprise giebt.

Die alten Manchesternebel fallen mehr und mehr;  
dafür ist auch die Brentano'sche Schrift ein neues er-  
freuliches Zeugniß. Möchte aller thörichte und in Ver-  
kennung der eigenen Interessen geleistete Widerstand  
gegen die Kaiserliche Initiative ein Ende nehmen, damit  
der neue Tag nicht von dem blutigen Nordlicht der  
Revolution, sondern von der Sonne christlicher Gerech-  
tigkeit beschienen werde. Viel Zeit ist nicht mehr zu  
verlieren.

Dieser merkwürdige Artikel hat in — der Kreuz-  
zeitung gestanden. Was da über Selbstbestimmungs-  
recht und das Ehrgefühl des Arbeiters gesagt wird,  
kann nur gebilligt werden. Indes die Ausführungen  
des vorletzten Absatzes sind so recht charakteristisch  
für eine Richtung, die seit längerer Zeit hier und  
dort — vor allem aber in den ehrwürdigen deutschen  
Universitätsjalen auftaucht. Man drückt den Arbeitern  
moralisch die Hand, man entrüstet sich über die  
unverschämten zynischen Raubtheiten der früheren  
„manchesterlichen“ Nationalökonomie und stellt ihr mit  
Trompeten und Paukenschall die neuere „ethische“ Wissen-  
schaft entgegen. Worin besteht aber das Ethos, die  
Sittlichkeit, der modernen Wirtschaftslehre gegenüber der  
alten? In der Brüderie. Wie die „sittlichen“ Familien-  
blätter die geschlechtlichen Verhältnisse stets mit einem  
biden Flor verhimmelnder Phrasen umgeben, wie sie  
überhaupt alle schreienden Nothe und Widersprüche des  
Lebens vorjorglich bei Seite schieben, um ihren Lesern  
einen angenehm duftenden Idylismus vorsetzen zu können,  
so verfährt vielfach auch die ethische Nationalökonomie.  
Die Widersprüche und die gräßlichen Folgen die kapita-  
listischen Systems wurden von den Alten mit dem Frei-  
muth der Wissenschaft konstatirt. Die ethische National-  
ökonomie sucht diese Widersprüche einzuküllen, indem sie  
— nach dem Beispiel der Familienblätter — die an-  
stößigen Worte entfernt. Wie häßlich das klingt: Waare  
Arbeitskraft, Produktionskosten der Arbeitskraft, Ex-  
ploitationkosten der Arbeitskraft und — Mehrwerth.  
In diesen Ausdrücken liegt ja schon die Nothwendigkeit  
des Klassengegenjages, des Klassenkampfes eingeschlossen.

Pfui, wie unmoralisch! Seien wir anständig, ersehen  
wir die zottigen Worte durch anständige. Also: „Man  
sollte nach gerade dahin kommen, ihn (den Kaufvertrag  
zwischen Arbeiter und Unternehmer) als einen Vertrag  
zu charakterisieren, durch welchen ein Unternehmer die  
Produktion eines Güterquantums einer Arbeiterkorporation  
unter gewissen Bedingungen in Entreprise giebt.“ Wie  
schön das klingt, Geltung hat's freilich nur sehr bedingt.  
Erstens schließt der Kapitalist seinen Vertrag nicht mit  
Korporationen, sondern mit Einzelnen ab, und selbst an-  
genommen er verhandelte mit einer organisierten Mehrheit  
von Arbeitern, würde er darum etwa aufhören Käufer  
ihrer Arbeitskraft zu sein, der den Preis derselben des  
eigenen Profits halber möglichst niedrig zu halten sucht?  
Der verfluchte Interessengegenjag zwischen Arbeiter und  
Kapitalist löst sich sogar durch eine ethische Phrase nicht  
aus der Welt schaffen! So merkwürdig fest ist er begründet.

Eigentümlich ist es, wie die Kreuzzeitung, welche  
mit besonderer Begeisterung das Banner der „sittlichen,  
klassenversöhnenden Nationalökonomie“ hochhält, ihr  
Prinzip in der Politik bewährt. Nicht zufrieden mit  
dem Mehrwerth, den ihre agrarischen Hintermänner aus  
dem armen Landproletariat herauschlagen, tritt sie mit  
einer Unbefangtheit, die nur dem wahrhaft guten  
„ethischen“ Gewissen entspringen kann, auch für die  
Getreidezölle ein, für die Getreidezölle, welche die Rente  
des Großgrundbesizers auf Kosten der gesamten Arbeiter-  
klasse noch mehr erhöhen sollen.

„Es dämmert“, hat sie ihren Leitartikel überschrieben.  
In der That es dämmert und die ethische National-  
ökonomie ist selbst ein echtes Zeugniß dieser Dämme-  
rung. Die Macht der Arbeiter erzwingt es, daß man  
ihre Bestrebungen mit einem gewissen „Wohlwollen“ be-  
spricht, und die tiefen Widersprüche unseres wirtschaftlichen  
Systems sowohl vor sich selbst, als vor den Arbeitern  
„ethisch“ zu bemanteln sucht.

Kun was die Arbeiter betrifft, so sorgen schon die  
Verhältnisse dafür, daß sie durch alle Mäntelchen hin-  
durch die rohe Nacktheit der Dinge sehen.

### Ehre, wem Ehre gebührt.

„Ich gönne den Juden alle Rechte, nur nicht das, in einem  
christlichen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden.“

„Denn, wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten  
Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich ge-  
horchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt  
und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das auf-  
rechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchen ich jetzt meine  
Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin.“ — Ich theile  
diese Empfindung mit der Masse der niederen Schichten des Volkes  
und schäme mich dieser Gemeinlichkeit nicht. Warum es den Juden  
nicht gelungen ist, in vielen Jahrhunderten sich die Sympathie der  
Bevölkerung in höherem Grade zu verschaffen, das will ich nicht  
genau untersuchen.

„Wir haben es nicht mit den Mañabären der Vorzeit, noch  
mit den Juden der Zukunft zu thun, sondern mit den Juden der  
Gegenwart, wie sie jetzt sind.“

„Ich will ein Beispiel geben, in welchem eine ganze Geschichte  
der Verhältnisse zwischen Juden und Christen liegt. — Ich kenne  
eine Gegend, wo die jüdische Bevölkerung auf dem Lande zahlreich  
ist, wo es Bauern giebt, die nichts ihr Eigenthum nennen auf  
ihrem ganzen Grundstücke, von dem Weite bis zur Döngel gehört  
alles Mobilien dem Juden. Das Vieh im Stalle gehört dem  
Juden, und der Bauer bezahlt für jedes Einzelne seine tägliche  
Miethe. Das Korn auf dem Felde und in der Scheune gehört  
dem Juden, und der Jude verkauft den Bauern das Brod, Saat-  
und Futterkorn megenweils. Von einem ähnlichen christlichen  
Bauer habe ich wenigstens in meiner Praxis noch nie gehört!“

„Steht die Freiheit Deutschlands so niedrig im Preise, daß  
es nicht der Mühe lohnt, dafür zu sterben, auch wenn man keine  
Emanzipation der Juden damit erreicht?“

„Es war lediglich meine Absicht, zu bestreiten, daß die  
Emanzipation der Juden ein Fortschritt sei.“ (v. Bismarck im  
vereinigten Landtage 1847.)

Also zu lesen in dem neuesten antisemitischen Flugblat.  
Denn sich gar keine Partei mehr findet, die dem eisernen Kanzler  
ein Mandat anvertrauen will, vielleicht könnte er da bei den Antise-  
miten neben Stöcker und Bödel Unterschlupf finden. Mann kann  
beiden Thellen die Ehre gönnen.

### Gewerkschaftliches.

**Anruf an sämtliche Kollegen und Arbeiter des  
In- und Auslandes.** Werthe Kollegen und Arbeiter! Wie  
bekannt, befinden wir uns seit dem 5. Juli d. J. im Ausstand,  
weil wir uns unser Koalitionsrecht nicht veräußern lassen wollen.  
Die Fabrikanten der Flaschenbranche einigten sich dahin, keinen  
Arbeiter in Arbeit nehmen resp. behalten zu wollen, der einem  
Fachvereine angehöre. Hieraus wurde auf den betreffenden Hüften,  
wo die Arbeiter organisiert waren, durch Anschlag bekannt gegeben,  
daß, wer nicht aus dem Fachverein trete und sich ferner verpflichte,  
innerhalb 5 Jahren keinem Fachverein angehören zu wollen, in  
14 Tagen die Arbeit zu verlassen hätte. Diesem Wos folgte dann  
die Aussperrung der Glasarbeiter zu Bergedorf, Friedsburg und  
Lütten, da die Arbeiter genannter Orte beschloßen, das Koalitions-  
recht hoch zu halten. Es würde für die Glasarbeiterschaft ein schwerer  
Schlag sein, wenn es den Fabrikanten gelänge, die Fachvereine der  
genannten Orte zu vernichten; ob sich bald wieder Kollegen würden  
hergeben und für die Sache eintreten, ist sehr fraglich. Es ist  
daher Pflicht der ganzen Glasarbeiterschaft, mit allen Kräften für  
ihre ausgesperrten Kollegen einzutreten, um so der Willkürherrschaft  
des Kapitals einen festen Damm entgegenzusetzen. In erster  
Linie erziehen wir, den Zugang streng fernzuhalten und Jobann  
bitten wir, uns auch materiell nach besten Kräften zu unterstützen.  
An den genannten Orten befinden sich etwa 150 Glasarbeiter im  
Ausstand, von denen die große Mehrzahl Familienväter. Unter-  
stützung thut daher dringend noth. Nicht unverschämte Forderungen  
untererleidet haben uns auf die Straße geworfen, sondern der  
tyrannische Beschluß der Fabrikanten. Dies möge jeder Arbeiter  
beherzigen.  
Mit kollegialischem Gruß  
Die ausgesperrten Glasarbeiter.

Sendungen sind zu richten an Glasmacher Hermann  
Hallwas, pr. Abt. Herrn Alwin Schmidt in Sande bei Berge-  
dorf, Marktplat Nr. 4.

**Verein der in der Schäftefabrikation beschäftigten  
Arbeiterinnen.** Heute Sonnabend, den 20. d., Abends 9 Uhr  
Versammlung bei Joel, Andreasstr. 21. Vortrag des Herrn  
F. Beandt über: „Die Ursachen der Verbrechen“. Männer und  
Frauen haben als Gäste Zutritt. Nachher gefelliges Beisammensein.

**Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher.**  
Montag, den 23. d., Abends 8 1/2 Uhr Versammlung in den Armin-  
hallen, Kommandantenstr. 20. Vortrag des Herrn Tüdt.

**Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metall-  
arbeiter** (E. S. 29 Hamburg) sowie Zentral-Kranken- und Sterbe-  
kasse Vulkan, Filiale Berlin. Versammlung Sonnabend, den 20. d.  
Abends 9 Uhr bei Ziemer, Müngstr. 11.

### Die Postabonnenten unseres Blattes

erinnern wir daran, ohne Säumen und vor Monatschluß ihr

### Abonnement zu erneuern,

das sonst von der Post als erloschen betrachtet wird.

Post-Zeitungs-Katalog für 1890 Nr. 893.

**Preis pro Vierteljahr Mk. 1.50** (bei Selbstabholung am

Postkassalster.)

**Durch Briefträger fr. ins Haus Markt 1.65 pro Viertel.**  
Ert nach dem Monatschluß eingegangene Bestellungen sind  
mit unnügen Kosten und Arbeits- und Zeitvergeudungen verbunden  
— ganz abgesehen davon, daß eine Nachlieferung der bereits er-  
schienenen Nummern oft gar nicht mehr erfolgen kann.

### Die Kreuzbandabonnenten

bitten wir, wo es irgend angeht, vom 1. Oktober an  
direkt von der Postanstalt zu beziehen.

Die Bestellungen müssen möglichst bald, jeden-  
falls vor Monatschluß bewirkt werden und können  
bei allen Postanstalten des Reiches erfolgen  
(unter Nr. 893 der Zeitungspreisliste für 1890).

Die Zeitung muß dann bei der betr. Postanstalt  
abgeholt werden. Gegen 15 Pfg. Aufgeld — also für  
Markt 1.65 pro Quartal — liefert aber der Briefträger  
auch frei in's Haus.

Wo Kreuzband aus besonderen Gründen weiter  
gewünscht wird, erbitten wir umgehende Nachricht;  
sonst nehmen wir an, daß direkte Bestellung bei der Post  
erfolgt ist u. senden daher vom 1. Oktober ab nicht weiter.

### Redakteur gesucht!

Für eine sozialdemokratische Zeitung, welche  
vom 1. Oktober für den 7. sächsischen Wahl-  
kreis (wöchentlich dreimal) erscheint, wird eine  
geeignete Kraft als Redakteur gesucht.

Anfangsgehalt 120—150 Mark monatlich.  
Offerten an Carl Ratihes, Riesa a. d. E.  
erbeten.

### licht- strahlen

Blätter für  
volksverständliche Wissenschaft.  
Zugleich ein  
literarischer Wegweiser  
für das Volk.

Erscheint halbmonatlich in  
Heften à 20 Pf. im Verlage  
von O. Harnisch,

Dresden  
Annenstrasse 47.

Probennummern  
auf Verlangen gratis und franco.  
Hohen Rabatt für Colporteurs  
überall gesucht.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein  
**Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal,**  
2 Zimmer mit Piano für Vereine.  
Um Zuspruch bitten

**A. Flick, Bohenstr. 40.**

Colporteurs überall gesucht!

### Zum 1. Oktober 1890.

Empfehle **Gedenkmünzen** mit der Inschrift:  
Zum Andenken an den Sieg des deutschen  
Proletariats über das Sozialistengesetz 1890.  
à Stück 30 und 35 Pf.

**Franz Ungering**

Köpenick, Grünauer-Strasse 4.

**Wästen von Marx, Lassalle, Liebknecht, Bebel,  
Söttin der Freiheit, in Weiß und Bronze,  
sowie dazu passende Konsole sind zu bedeutend  
herabgesetzten Preisen zu haben. Ebenso sind  
Bilder mit und ohne Rahmen von Vertretern  
der Sozialdemokratie, Gruppenbilder, Lassalle  
Kampf gegen die Kapitalmacht, Grabdenkmal,  
Söttin der Freiheit u. s. w., stets vorräthig bei**

**A. Hoffmann.**

Halle a. d. S., Schwefelsäurestr. 16.

Empfehle meinen werthen Freunden und  
Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

### Cigarren-Geschäft.

**Carl Lehmann,**

Brummenstr. 83, dicht am Humboldtthain.

### Cigarren u. Tabake reichhaltiges Lager

**O. Klein, Ritterstraße 15.**

Dieselbst Zahlstelle der Gärtler und  
Brauereie (E. S. 60.)

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

### Restaurant.

**Internationales Weiß- und Bairisch-  
Bier-Lokal.**

**Renntaler.**

Granleer-Strasse Nr. 1.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

### Uhrenfabrik

VON  
**MAX BUSSE**

157. Invaliden-Strasse 157. neben der Markthalle,

verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.

Grosse Abschlässe mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten er-  
möglichen derselben Firma den Verkauf von

**Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaren**

zu fabelhaft billigen Preisen.

### Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste  
ausgeführt.

Gewandte Personen jeden Standes, welche für unsere „Arbeiter-  
Versicherung auf den Todes- und Erbensfall, Aussteuer- und Be-  
gräbnisgeld-Versicherung für Kinder mit wöchentlicher Beitrags-  
zahlung von (10—50 Pfg.) als Agenten thätig sein wollen, können  
sich dadurch ein gutes Neben-Einkommen verschaffen.

Schriftliche Meldungen an die Betriebs-Direktion der Gesellschaft  
**Friedrich Wilhelm, Berlin W., Behrenstraße 54.**

Sämtliche **Protokolle der sozialistischen  
Kongresse** zu kaufen gesucht. Offerten unter  
A. B. an die Exped. d. Zig.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein  
**Weiß- und Bairisch-Bier-Lokal.**

**Ferdinand Taborski,**

Wollnerstraße 9.

### Der Arbeits-Nachweis

der

### Klavier-Arbeiter

befindet sich jetzt Rannysstr. 78, im Restaurant  
**Winter.** Die Adressen-Ausgabe findet jeden  
Abend von 8—9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags  
von 10—11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nicht-  
mitglieder unentgeltlich statt.

Die **Arbeitsvermittlungskommission.**



## Das Proletarierweib.

Von Karl Hendell.

O wende mir dein bleiches Haupt  
Mit mildem Schweißblicke zu!  
Ich bin so lust- und glückberaubt  
Wie du, gequältes Weib, wie du.  
Das Gift, das durch die Brust dir gähret,  
Die Sichtsüchtlingschlange, die dich biß,  
Sie hat mit Leid auch mich genährt,  
Getränkt auch mich mit Bitterniß.

O sieh' mich nicht so jammervoll,  
So ohne Mahen traurig an!  
Ich will bejähnt'gen deinen Groll,  
Will trösten, was ich trösten kann.  
Auf deinem Leben lag die Noth  
Mit schwarzem Fittich ausgehant,  
Nun winkt dir der Erlöser Tod  
Mit seiner bleichen Schattenhand.

Du warst, dem holden Licht entrückt,  
Den Eltern Brod, ein schwächlich Kind,  
In dunkle Winkel hingedrückt  
Wohst du die blauen Augen blind.  
Mit deinem Manne Tag für Tag  
Hast du gekämpft, ein treues Weib,  
Der Haden Schlag und Gegen Schlag  
War euer Flitterzeitvertreib.

O weine nicht; O weine nicht!  
Nun hat der Groll mich selbst gepakt.  
Wenn so das Glück in Scherben bricht,  
Schäumt auf der Jornsüth Katarakt.  
Der Vater deiner Kinder lant  
Zerrädert in ein schaurig Grab,  
Da schaffstest du, bis matt und frant  
Dir Gott, der Herr, den Abschied gab.

O gieb zum Abschied mir die Hand!  
Der Adern blan Gewebe such,  
Die Abenddämmerung lechzt die Hand,  
Gleich hat sie dich und mich verschluckt.  
Weh' du zum schönsten Schlummer ein  
Und stürzte deine schwache Brust  
Mit diesem Ungarfeuerwein,  
Und höre, was du träumen mußt:

Der Knabe, den dein Leib gebar,  
Den du mit Kummer aufgelaugt,  
Nicht hoch voran der Geldenshaar,  
Die alle Noth von hinten schenkt.  
Sein blaues Auge glänzt voll Kraft  
Ins Rhythmeer einer freien Zeit,  
Die Eisenhand umspannt den Schaft,  
Der purpurnen Gerechtigkeit.

## Karriere.

Ein moderner Lebenslauf von R. Raff (Wien.)

Die Philosophie war sein Hauptfach; aber nicht die metaphysische, transcendente Kant's, Hegel's oder ähnlicher Schulphilosophen, sondern die nüchternen, praktische Lebensphilosophie, deren kategorischer Imperativ lautete „vorwärts um jeden Preis“, und deren ethischer Inhalt die goldene Rücksichtslosigkeit war; die Moral — Nebenache! Väterlich, wer kümmert sich heutzutage noch darum? Ueberspannte, empfindsame Narren und — Dummköpfe! Burer Reiz ist's, wenn diese Schwächlinge von „Strebertum“ und dergleichen fasseln; glauben sie die Moral gepachtet zu haben?

Hannibal Fuchs war ein Meister in seiner Art, ein Virtuose seines Faches, ein rechter Lebenskünstler. Er war stolz darauf, ein „Neuer“ zu sein und Alles sich selbst zu verdanken.

Als er wie so Viele nach der Hauptstadt kam, besaß er nichts, als eine tüchtige Portion Frechheit nebst einer Dosis Schlaubheit. Und er wußte damit so geschickt zu operiren, daß ihm auf die Dauer nichts widerstand, weder die Herzen der Damen, noch die geldgepidkten Borsen derselben. Er war ein Herrenmeister!

Sein Hauptcharakterzug war Geschmeidigkeit, schlangenhafte Glätte. Die Leichtgligkeit, mit der er sich jeder Position anschmiegte, war bewundernswert. Er leuchtete in allen Farben, ein wahres Chamäleon; er spielte die verschiedensten Rollen, und — fast jede Maske stand ihm gut. Heute glich er einem träumerischen, melancholischen Hamlet, morgen einem wüthenden Otello, übermorgen markirte er einen revolutionären Karl Moor, einen sentimentalen Faust oder gar einen dämonischen Mephisto... aber stets blieb er ein Intrigant, ein kalt berechnender Geschäftsmann. Alles zu seiner Zeit und am richtigen Ort! Sein Anpassungsvermögen hatte Darwin zu lautem Jubel hingetrieben... es war sein einziges Vermögen, aber er verstand es, Kapital daraus zu schlagen. Seine Philosophie hatte von allen Systemen etwas; er schloß sich keiner bestimmten Schule, keiner Partei an; nur sich nicht kompromittiren, war seine Hauptföhrung. Er piffte stets die Lieblichmelodie derer, die er ausnützen wollte und selten irrte er sich in der Tonart.

Man wird sagen, daß der junge Mann durchaus kein Original sei, ähnlich mache es jeder, der es in der Welt zu etwas bringen wolle. Es läßt sich gewiß dagegen nichts einwenden; jeder Streber wendet die gekennzeichnete Methode an. Diese ist auch keineswegs originell; im Gegentheil! Aber die Konsequenz und Rücksichtslosigkeit, sowie die Geschicklichkeit in der Anwendung besaß Fuchs allein. Waren es ererbte Fähigkeiten

oder erst durch den Kampf um's Dasein angezüchtete Eigenschaften — irgend woran mußte es doch liegen. —

War er auch kein Original, so war er doch eine gelungene Copie; das heißt, er arbeitete nach berühmten Mustern. Wenn ihm gleich der Zweck die Mittel heiligte, so war er doch vorstichtig in deren Auswahl. Eben so wenig wie man die Farbe seiner Augen errieth, konnte man seinen hin und her schillernden Charakter definiren; er wußte den Reiz der Abwechslung zu würdigen und traf auch hierin mit seiner Berechnung ins Schwarze!

Es wäre, wie gesagt, falsch, ihn ein Genie zu nennen; er repräsentirte einen Typus der goldenen Mittelmaßigkeit, verstand es jedoch mit seinem bescheidenen geistigen Pfunde zu wuchern. Nur wo es der Zweck unumgänglich erheischte, genirte es ihn auch nicht, sich als Dummkopf zu geben.

Es war kein Wunder nach dem Gesagten, wenn er binnen verhältnismäßig kurzer Zeit seine Kollegen und Kameraden überflügelte hatte. Aus den dunklen Tiefen der Gesellschaft stieg er aufwärts zu den mittleren Zonen und im Verlaufe der Jahre zu den oberen Schichten. Und wirklich, überall wußte er sich zu bewegen: im Salon, in der Kneipe, im Boudoir, im Stalle. Wie jener arabische Dichter konnte er sagen:  
Nicht kennt das Roß, das Weib, das Schlachtrappier,  
Der Tag, die Nacht, die Feder, das Papier.

Er studirte Jurisprudenz; Keiner besuchte die Vorlesungen so fleißig wie er. Er fehlte bei keinem Kolleg.

Beim alten Hofrath Zebra war er Stammgast. Der alte Professor mit dem schwarz-gelben faltigen Pergamentgesicht las seit fast 30 Jahren aus seinen Kollegienbüchern mit der gleichen Stimme die nämlichen Worte und Satzwendungen vor; es war zum sterben langweilig. Freund Hannibal fand die Vorlesungen interessant. Er stenographirte fleißig, zeigte einen Eifer und ein Entzücken, daß schließlich der alte „Bandentenhengst“ auf ihn aufmerksam wurde. Professor Zebra war ein Hagestolz, ohne Erben, wohlhabend und hatte so verschiedene Schwächen, deren Befriedigung sein Vermögen und seine Gesundheit bedenklich angriffen. Alte Schatteln, abgelagerte Weine und — junge Mädchen bildeten seine Leidenschaft, die Hannibal nach Kräften schürte. Binnen kurzem war er der „Lieblingsschüler“ Professor Zebra's; hätten nicht seine Eltern noch gelebt, er hätte sich von dem alten Bächerwurm adoptiren lassen. Wäre er nicht Katholik gewesen wie sein Gönner, er wäre es unverzüglich geworden; er wäre auf sein Verlangen sogar zum Islam übergetreten...

Sein Protetktor verschaffte ihm bei seinem Freunde, dem Professor Kwapil, die Stelle eines Hofmeisters. Professor Kwapil teug Nationalökonomie vor und sofort warf Hannibal Pandecten und römisches Recht fort und studirte Nationalökonomie. Er bekannte sich als eifriger Anhänger der Theorie seines neuen Gönners, der den Ehrgeiz hatte, eine eigene Schule zu bilden. Professor Kwapil war Vater eines Knaben und einer häßlichen Tochter. Trotz der großen Mitgift wollte Niemand bei Fräulein Amalia anbeißen. Hannibal biß an; er fand sie zwar nicht häßlicher als seine imaginären Mitbewerber, aber er betrachtete sie eben mit ganz anderen Augen. Für ihn war sie eine bittere unangenehme Medizin, die ihn jedoch mit einem Schlage von allen Uebeln der Armut befreite. Er machte die Augen fest zu und schluckte die Medizin tapfer und standhaften Muthes hinunter. Er verstand sich auf die Aesthetik des Häßlichen, bald war er der schmachtende Anbeter Amalias und sein heißes Bemühen krönte der Erfolg. Als Professor Kwapil davon erfuhr, wurde er wüthend. Hatte er sich deshalb taufen lassen, um sein Vermögen einem Habenichtsin in den Rachen zu werfen? Und grausam schnitt er die zärtlichen Bande entzwei. Doch kaum war das schreckliche Wort dem Munde entflohen, da ereignete sich — ungeahntes! Ohnmächtig sank Amalia auf das Sopha und schrie krampfhaft —! Professor Kwapil hob seine schlaffen Augenlider empor, sah seine Tochter durchdringend an und — wußte genug. Am nächsten Tage bat und erhielt Hannibal den väterlichen Segen. Professor Kwapil machte gute Miene zum bösen Spiel; er konnte sich gratuliren, daß die Sache so ausgegangen war. Ein Skandal in der Oeffentlichkeit hätte ihn der Väterlichkeit preisgegeben. Hannibal trat nun immer zuversichtlicher auf; er hatte eine feste Operationsbasis gewonnen. Mit seinem alten Gönner, dem Hofrath Zebra, hatte er sich überworfen, der Mann war ihm lästig geworden, als schleuderte er ihn zur Seite, wie eine ausgepreßte Zitrone; er brauchte ihn ja nicht mehr. Seinen Schwiegervater hatte er sich ganz unterjocht; derselbe staunte ihn an; dieser Hannibal von einem Schwiegervater schien es ja noch weiter bringen zu wollen als er selbst! Das imponirte ihm!

Hannibal hatte sich inzwischen als Privatdozent habilitirt; durch das Geld und die Verbindungen seines Schwiegervaters bewirkte er, daß er alsbald an eine auswärtige Universität berufen wurde. Nach sieben Jahren

kehrte er zurück, sein Schwiegervater war in Pension gegangen und er trat an seine Stelle. Nun hatte er den Gipfelpunkt seines Ehrgeizes erstiegen, er war ein gebiegener Tourist. Doch der Mensch wächst mit seinen höheren Zwecken und Hannibal hatte noch höhere Ziele im Auge. Er glich dem Tiger, der Blut geleckt. So schlängte er sich denn noch weiter empor. Um seine geistige Unabhängigkeit und wissenschaftliche Objektivität zu zeigen, unterwarf er das ökonomische System seines Vorgängers einer vernichtenden Kritik. Auch am politischen Leben begann er, sich zu betheiligen. Vorsichtig lavirte er zwischen den Parteien; er schloß sich keiner an, verdarb es aber auch mit keiner. Trotzdem machte man „oben“ Schwierigkeiten; man mochte wohl Bedenken haben... Da warf er sich der Opposition in die Arme und gelangte mit ihrer Hilfe in's Parlament. Er liebäugelte mit dem Radikalismus und spielte sich auf den sittenstrengen Cato und patentirten Korruptionssünder hinaus. Die Regierung bekam wirklich Angst, der Mann konnte ihr gefährlich werden. Rasch ernannte sie ihn zum Sektionschef im Ministerium und machte ihn so unschädlich — ein probates Mittel.

Heute ist Professor Dr. Hannibal Fuchs bereits Hofrath und Besitzer mehrerer Orden. Die Regierung kennt eben ihre Pappenheimer und weiß deren Schwächen auszunützen. Vielleicht wird ihm dereinst auch noch der Adel zutheil. Er verdient ihn.

## Aus meinem „Bauernspiegel“.

Von Willibald Nagl („Deutsche Worte“).

(3. Fortsetzung.)

Das „Ehren“ wird vor allem den manierbraven Landleuten bei Gelegenheit der Leichenschmause zu Theil, die ganz regelmäßig nach jeder kirchlichen Bestattung auf Kosten der Leidtragenden veranstaltet werden und in etlichen Glas Wein nebst zwei oder drei Stücken gutem „Bäckerbrot“ per Gast bestehen. Das ist zwar nicht viel in den Augen des Städters, um so mehr aber ist es in den Augen so mancher Bäuerleins, das gern öfter in's Wirthshaus ginge, wenn nur das Zahlen nicht wär'. Und doch ist die Kost zu Hause auch so „gewöhnlich“ (ordinär), und — ich will nicht sagen „kug“ (mager), daß einem öfter ein Seidl Wein wohl recht „seltsam“ wär'. Da kommt der Leichenbitter, Bäuerlein sagt mit betrübter Miene zu und fragt noch einmal genau um die Stund', und der Leichenbitter geht weiter. „Gehst Du mit, oder soll ich gehen?“ wendet sich dann, sein ruhig fragend, das Bäuerlein an seine Ehehälfte. „Nu,“ meint sie, „er war ja auch ein bißl befreund't (verwandt) zu uns, — sind wir ihm's wohl doch schuldig alle zwei.“ Freilich wird auch noch ein unbestimmter, sehr irdischer Trieb die Beiden hinter der Bahre herziehen, aber wer wird da d'rüber nachdenken, es „gehört sich einmal, daß man mitgeht“. Unterwegs stößt sie ihn noch mit dem Ellbogen und sagt heimlich: „Du, wann's etwa wieder was haben heut, schau, daß wir vorbeikommen“; „freilich, ja, ja“, sagt er — und damit überlassen sich nun Beide mit süßer Ergebung ihrem weiteren Schicksale. Die Bestattung ist zu Ende, man geht vom Friedhof in's Dorf zurück, — richtig! gleich am Eingang in's Dorf, wo, wie in einem Engpaß, der Dorfwirth sonst wochenlang vergeblich auf Gäste lauert, dreht sich ein wirrer Menschenhaudel. Unsere beiden Leute möchten gern durchwischen, — aber der Wirth, der seinen Profit weniger in langen ehrenden Worten, als in der größtmöglichen Zahl der Zehrenden erkennt, hat sich mit noch mehreren Handfesten Kerlen über die ganze Breite der Straße gestellt und schupst die andächtigen, bescheidenen, anspruchslosen Leichengäste ohne Weiteres der Reihe nach zur Gasthausthüre hinein!

„Die Leut' thun einem ja heut' gar als wie (gar besonders) eine Ehr' an!“ sagt dann drinnen unser Bauernweiblein züchtiglich zu ihrem Mann, nachdem sie sich in dem herrschenden Gedränge wieder still zu ihm gefunden. —

Man darf nun nicht glauben, daß dieses Treiben des obigen Besuchers oder des eben beobachteten Bäuerleins pure Verstellung sein müsse. Diese Leute leben sich eben in die Manier künstlich so hinein, daß sie das Natürliche, das im Geheimen in ihnen vorgeht, gar nicht als das Ihrige anerkennen; sie meinen, wenn sie dieses Geheime nur nicht ausdenken und in konkrete Gedankenform bringen, so sei es gar nicht als vorhanden zu betrachten — ob sie sich gleich auch von dem Unausgedachten, dem stillen Triebe, leiten lassen, wann und wo die Manier nicht dagegen ist. Und die Manier läßt, wie alles Künstliche, auch vielfache Dehnung und Deutung zu. Und würde ich den Besucher oder das Bäuerlein beschuldigen, sie hätten am liebsten sofort zugegriffen, auch wenn sie nicht „geehrt“ worden wären, sie würden mich gewiß der Lüge zeihen, und dieses Urtheil über mich sogar in der Weichte, wo sie es am geneigten nehmen, zu rechtfertigen wissen; denn daran haben sie ja gar nicht einmal „gedacht“. Und wäre dieses Treiben in der That eine selbst eingestandene Ver-



stellung, dann wäre dieselbe, wo sie gegenseitig ist wie in der obigen Szene zwischen Besucher und Hauswirthin, rein unmöglich; man könnte ja dabei nicht ernst bleiben, sondern es müßte sich Alles in ein Gelächter auflösen.

Aber eine sehr traurige Wahrheit folgt uns aus diesen Wahrnehmungen: nämlich die, daß die Landleute ihre eigene heimliche Natürlichkeit nicht kennen, welche doch das letzte Motiv all' ihres Thuns und Lassens ist und bleibt, während die Manier dieses Thuns und Lassens nur beschränkt, modifizirt, regelt — daß sie also sich selbst nicht zu beurtheilen verstehen; sie können somit auch nicht einsehen, wie ihre Natürlichkeit unter dem Zwange des falschen Moralsystems immer mehr verkommt und wie sie selber in Folge dessen von Generation zu Generation schlechter werden müssen. Da sie nur ihren Maniermenschen, den sie kennen, als den sie sich fühlen, zum Beichtstuhl schleppen, den heimlichen Naturmenschen aber ganz ignoriren, der heutige Priester sie aber auch nicht besser kennt, als sie sich selber, so tragen sie aus dem Beichtstuhl höchstens ein verschärftes Maniersystem, aber keine gebesserte Natur von dannen. Alles wird äußerlich: wo sich der Bauer höher gestellten Fremden, oder überhaupt solchen, die er respektirt, gegenüber befindet, da rückt er ihnen unwillkürlich den Maniermenschen entgegen; am allerwenigsten zeigt er sich dem Geistlichen, der ihm ja als heiliger Träger und Centrum dieses Moral- und Maniersystems erscheint, in seiner Natürlichkeit. Diese seine „abiche“ Seite bekommen nur jene Leute zu spüren, die im alltäglichen Verkehr mit ihm stehen, oder die überhaupt in ein gemeinsames Interesse mit ihm engagirt sind, kurz, wo der Bauer reell und mit seinem wahren sittlichen Gehalt einzutreten, wo er eine reelle Leistung zu sehen hat. — Das Trostlose ist aber dabei der Umstand, daß der Bauer, eben weil er seine verdorbene Natürlichkeit ignorirt und seine Heiligkeit in der Manier sucht und findet und fählt, jedem Tadel nur Entrüstung entgegenstellen kann, jede Ausstellung und Bemängelung seines Charakters, seiner schlechter Motive als Lüge bezeichnen muß, — denn „an so etwas habe er gar nicht gedacht“; ja freilich, er hat sich's nicht fertig ausgedacht, aber die blühartige Ahnung davon hat seine Seele durchzuckt, und ihn, nach einem Kompromiß mit der Manierfittlichkeit, zum Handeln bewogen. Letztere muß aber ein Scheinmotiv dazu hergeben.

Man kann daher, wenn man diese Leute um dergleichen heikle Dinge auf ihr Gewissen befragt, von ihnen keine richtige Antwort bekommen. Am allerwenigsten kann dies der Geistliche im Privatverkehre, da seine bloße Anwesenheit schon den Maniermenschen in den Bauersleuten hundertfach verstärkt und stählt; da wird schon über die unschuldigste Natürlichkeit, die sie etwa von sich erzählen — etwa daß sie ein Glas Wein getrunken oder ein schönes Kleid angezogen — so gewiß gelacht, als hätten sie ein riesiges Schelmenstück dadurch begangen und sich dabei tief unter ihren gewöhnlichen sittlichen Ernst erniedrigt. Wie sollen da jene verborgenen Schlechtigkeiten ihrer Natur an's Tageslicht kommen, welche sie sich selber noch nie zu gestehen gewagt, ja, welche kennen zu lernen sie nicht einmal den Muth haben! Der Geistliche würde sie leicht noch zur Lüge zwingen, wollte er, wo er eine heimliche Verdorbenheit wittert, eine ernste Gewissensfrage stellen. Er ist auch meist mit dieser ihrer Oberflächlichkeit im Guten zufrieden, und wenn er aus ihrer Mitte scheidet, so mag er sich denken, er sei unter lauter Patriarchen und Himmelstöchtern gewesen.

Wir haben somit einen weiteren wichtigen Gesichtspunkt zur Beurtheilung der dunklen Seiten unseres Volkscharakters gewonnen, und präzisiren ihn in den Satz: Unser Bauer kennt nicht, sondern ignorirt seine eigene, verdorbene Natürlichkeit und widersteht jedem Tadel, der auf dieselbe zielt.

3. Wir wollen nun den Widerspruch zwischen Manier und Natur, den wir konstatirt haben, nach seinen inneren Abstufungen näher beleuchten und hierauf sehen, wie sich Jung und Alt in diesem Widerspruch benimmt. Da der Name „Verstellung“ für diesen Widerspruch zu hart wäre, so wollen wir ihn, um einerseits der objektiven Wahrheit getreu zu bleiben (objektiv genommen ist ja Verstellung wirklich vorhanden), und andererseits der subjektiven Verfassung des Bauers gerecht zu werden, der in lokaler Befolgung des für ihn bindenden Maniersystems diese Verstellung betreibt, die „brave Verstellung“ nennen, — wobei das Wort „brav“ nach ländlicher Gebrauchsweise für „loyal“, „anständig“, „tugendhaft“ zu nehmen ist. Diese „brave Verstellung“ gliedert sich wieder in verschiedene Arten und Stufen, je nach Beschaffenheit der Objekte, auf welche sie sich bezieht, oder der Personen, von denen, oder dem Orte, an welchem sie geübt wird.

Sind diese Objekte bereits ganz gewöhnliche, wie z. B. das Zurückweisen der angetragenen „Aufwartung“ von Seite eines Besuchenden, das gleichgültige Thun der Leute, wenn sie bei einem Kauf oder Verkauf einen bedeutenden Gewinn herausgeschlagen haben und, ihrer Herzensfreude nach, eigentlich recht jauchzen sollten u. — dann verräth eine solche „brave Verstellung“ noch gar nicht die Eigenart des betreffenden Individuums, kann ihm auch nicht weiter angerechnet werden; es thut eben was Brauch ist. Ist aber das Objekt der Verstellung kein gewöhnliches, sondern ein neues, den bisherigen Objekten allerdings nachgebildetes oder mit Konsequenz aus ihnen entwickeltes, dann haben wir eine Bereicherung des Maniersystems vor uns, die

nicht ohne einen gewissen, selbstständigen Geistes- und Willensakt des Manierbraven geschehen kann. Die Musik ist, wie wir gehört haben, den Landleuten recht: die Kinder werden auf die Klänge derselben von den Müttern besonders aufmerksam gemacht: „Hörst, ein schönes Dei-Dei, hörst?“

Als ich etwa ein neunjähriger Knabe war und in der Manierbravheit große Fortschritte gemacht hatte, rief man mich eines Sonntags vor's Thor hinaus; man wollte, daß ich die Tanzmusik besser hören solle, die vom nahen Wirthshaus durch die Gärten herüber tönte. Ich ging hinaus, — und als ich Musik hörte, drehte ich mich wieder um mit den Worten: „Ah, das ist ja nicht schön!“ Für diese Aeußerung erntete ich noch Bewunderung bei all' den „braven“ Matronen, welche den Ausspruch hörten, und man anerkannte meinen Beruf zum Geistlichen. Eine derartige Bereicherung des Maniersystems kann sich natürlich nicht mehr mit dem „Brauch“ entschuldigen, sie grenzt an Heuchelei, über der sie sich nur noch durch das energische Bestreben, recht brav zu sein, erhalten kann, worin sie allerdings zumeist unterstützt wird durch eine gründliche Verkennung des natürlich Richtigen, wie selbe ja eben durch die gemeine Manier der Bauern bedingt ist.

## Ein Sieg des Idealismus. \*)

Von Gustav Schwarzlopf.

Langsam, sehr langsam, hie und da absichtlich zögernd und innehaltend, legt Frau Franziska Dalborg den Weg zurück, der zu ihrem Heim führt. Das, was für die meisten Frauen Veranlassung und Zweck des Gehens ist: die Toiletten der Anderen zu studiren und zu kritisiren und die Wirkung der eigenen zu beobachten, scheint für sie augenblicklich nicht zu existiren. Sie hat den Blick gesenkt, ihr junges, hübsches Gesichtchen zeigt einen ernsten, sinnenden Ausdruck, die leichten Falten auf der Stirn lassen auf eine wirkliche — und wie es scheint — anstrengende Gedankenthätigkeit schließen. In der That ist Frau Franziska bestrebt, die Fülle von neuen Eindrücken, die sie in den letzten Stunden erhalten, zu prüfen zu zerlegen, geistig zu verarbeiten.

Eine Kaffeegesellschaft war es, die ihr diese Fülle von neuen Eindrücken vermittelte. Allerdings keine Kaffeegesellschaft nach veralteten falschen Vorstellungen. Keine Versammlung von spießbürgerlichen, altmodischen Hausfrauen mit wellen Wangen, spitzen Nasen und giftigen Zungen, die unermüdet im Klatsch über Dienstboten, Marktpreise, im Zerfasern des lieben Nächsten. O nein! Eine Gesellschaft von eleganten Damen, die es sich vorgenommen haben, nie älter zu werden, deren zweite Jugend mit Hilfe der Schneiderin und Friseurin nach Belieben verlängert wird, deren Gesichtskreis ein weiterer ist, die für alle Fragen ein nach der letzten Mode gekleidete Ansicht vorrätzig haben, die dem Klatsch nur in der vornehmen Form veredelter Andeutungen Zutritt gestatten. Frauen, welche die bekannten Namen ihrer Gatten, deren Titel und Orden würdig und effectvoll repräsentiren, welche die ideale Forderung, der Thätigkeit des Mannes Interesse und Verständnis entgegenzubringen, seine treue Kameradin und Rathgeberin zu sein, voll und ganz erfüllen. Da ist zuerst Frau Annette Driebe, die Gattin des bekannten „wichtigen“ Librettisten, der den Markt beherrscht. Da ist Frau Grete Gallus, die Frau des „erfindungsreichen“ Lustspielschreibers, welcher das Publikum alljährlich mit zwei neuen Stücken beschenkt, dann Frau Flora Hansel, die Gattin eines — „unserer beliebtesten“ — Erzählers, Frau Ada Meynert, die Gemahlin eines „einflussreichen, unparteiischen“ und doch immer wohlwollenden Kritikers, Frau Margrit Teller, die Lebensgefährtin des populären, „aus einem unversiegbaren Born schöpfenden“ Operettenkomponisten, endlich noch die Frau eines „genialen“ Theaterdirektors und die Gattin eines „findigen, unermüdeten“ Theateragenten.

Frau Franziska, deren Mann, obgleich nicht ohne Erfolg schriftstellerisch thätig, es noch zu keinem feststehenden Epitheton gebracht hat, war zum erstenmal in dieser illustren Gesellschaft erschienen. Sie hatte diese Ehre dem Zufall zu verdanken, der sie während ihres kurzen Aufenthaltes in einem Badeort die Bekanntschaft der Gattin des Librettisten machen ließ. In der ersten halben Stunde ihrer Anwesenheit hatte sie diese Ehre fast erwünscht, so unbehaglich fühlte sie sich. Es erging ihr wie Jedem, der in einen fremden Kreis geräth, dessen Mitglieder untereinander sehr vertraut sind, die sich für ihren Gebrauch eine eigene Sprache, einen eigenen Umgangston geschaffen haben, die sich mit halben Worten, Andeutungen, verständigen, gleichsam in „Siegeln“ sprechen. Auch das Thema — die Vorgänge hinter den Coulissen der Theater und der Gesellschaft — war ihr ganz fremd. Erst nach und nach fand sie sich, unterstützt von dem Anpassungstalent der Frauen, soweit hinein, um wenigstens mit Verständnis, mit dem Schein von Interesse zuhören zu können. Dann kamen sachkundige, gelehrte Abhandlungen über Toiletten, über die neueste Mode und da konnte endlich auch sie ihr Votum abgeben. Aber bald darauf wurde es wieder schwül für sie. Die Damen

\*) Diese hübsche Satyre auf unsere Familienliteratur entnehmen wir dem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“. Nicht nur der Roman, auch das Theater wird von einem solchen „Idealismus“ überhöht. Und jetzt, wo die „Freie Volksbühne“ im Proletariat ihren realistischen Feldzug gegen die schönmalende Tradition beginnt, wird unsern Lesern die im Texte gegebene amüsante Schilderung unserer „manierbraven“ Literatur besonders interessant sein.

sprachen nun über die Berufsthätigkeit ihrer Männer. Ein Gespräch, das sich fast nur in Ziffern bewegte. Wie trefflich sie alle Bescheid wußten im deutschen Verlegerwald! Welche verblüffende Detailkenntniß der Theater- und Zeitungsunternehmungen, der Personalverhältnisse und Zahlungsbedingungen, der „Güte“ und Vertrauenswürdigkeit der einzelnen Institute! Die Worte Honorar, Procente, Tantiemen, Vorschuß, Autorenbenefice, ausverkauft, neue Auflage, lehrten immer und immer wieder. Dann begann eine wahre Ziffernschlacht, bei der Frau Franziska bald Ruhe und Haltung verlor. Jede der Damen zitierte die Bedingungen, die ihrem Gatten für irgend ein Werk gewährt wurden, die Höhe der Einnahmen, welche er in einem gewissen Zeitraum erzielt hatte und das Bestreben einer Jeden ging dahin, die Andere durch ihre Angaben zu überbieten und in den Schatten zu stellen. Keine dachte daran, die Bedeutung, den Ruhm des Mannes als Trumpf auszuspielen, mit seinem künstlerischen Können, seinem Talent, seinem Wissen, seinen Charaktereigenschaften zu imponiren; sie schienen genau zu wissen, daß alles dies in der Ziffer seinen deutlichsten Ausdruck findet. Wie genau sie unterrichtet waren über den Inhalt und augenblicklichen Stand der noch unvollendeten Arbeiten ihrer Gatten und wie sie das eventuelle Erträgniß dieser Arbeiten nach Anzahl der Bogen oder Aufführungen abzuschätzen wußten! Wie sie die Angelegenheiten ihrer Männer zu ihren eigenen machten, wie sie sich eins mit ihnen fühlten und wie stolz jede war auf den Mann, der — so viel verdiente! Dieser Stolz leuchtet aus ihren Augen, dieses Selbstbewußtsein aus zweiter Hand verräth sich in ihren Stimmen, die laut und prächtig geworden sind. Das Rennen und Wiederholen der Zahlen hat auf sie gewirkt wie gegenseitiges Zutrinken, hat sie berauscht und dieser Rausch läßt ihnen Phantasie, zeigt ihnen eine stolze Zukunft, läßt sie in dem leichten Nebel, der den lockert ausgestatteten Raum verschleiert, neue mächtige, endlose Zahlenreihen erblicken. . .

Alles dies hört und sieht Frau Franziska noch einmal, während sie langsam und sinnend ihren Weg verfolgt, und es giebt ihr immer neuen Stoff zum Nachdenken. Merkwürdig ist's doch, daß sie nie an die geschäftliche Seite der Kunst gedacht hat. Auch ihr Gatte nicht, wie es scheint. Freilich, Bruno hat keinen Verkehr mit Künstlern und Autoren, aber man muß es ihm sagen, man muß ihn aufmerksam machen, daß man mit derlei Reichthum erwerben, sich alle Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen kann. Was er bisher mit seiner Schriftstellerei verdiente — es war so unbedeutend, daß es ihr zu ihrer Beschämung ein Theilnehmen an der Ziffernschlacht nicht gestattet hatte — war ihnen als wünschenswerther Zuschuß zu dem knappen Gehalt erschienen, den er als Staatsbeamter bezog, aber gerechnet hatte man damit nicht. Seine Schriftstellerei hatte ihr Freude gemacht, hatte sie mit Stolz erfüllt — ein recht kläglicher, armseliger Stolz freilich, wie sie jetzt einseh, dem die gesunde Basis, die Ziffer fehlte — damit war's nun aus, jetzt war es ihre Pflicht, ihn zu belehren; von heute an wird auch sie es als ihren Beruf ansehen, als „treue Kameradin“ ihrem Gatten zur Seite zu stehen — er braucht ja nur zu wollen, um es den Andern gleich zu thun, ebenso viel zu erwerben, — dann kann er seine langweilige Stellung, die ihm so viel Aerger macht, aufgeben, dann kann sie als Gleichberechtigte mit den anderen Frauen verkehren, kann mitreden, kann sich mit all den hübschen Dingen schmücken, die ihr viel besser passen werden als den Uebrigen — o, sie wird es ihm gleich sagen, er soll schon morgen beginnen.

Mit diesem Voratz betritt sie ihre Wohnung. Sie findet ihren Gatten erregt auf- und abgehend. Sein Begrüßungsfluß ist süchtig und frostig, er hat es gewiß gar nicht bemerkt, daß auch sie nur ganz mechanisch ihm ihre Lippen geboten hat.

Er stellt keine Frage, wie es ihr ergangen, wie sie sich unterhalten, er reicht ihr nur einen gerinnerten Brief.

„Da. Es ist die Antwort des Blattes, dem ich meinen Roman zugesandt habe.“

Hastig langte sie nach dem Schreiben, ohne sich auch nur die Zeit zu nehmen, den Hut abzulegen, oder die Handschuhe auszuziehen.

Der Brief lautet:

„Die Kaffeemühle“  
Illustrierte Zeitung für die deutsche Familie.

Leipzig, den . . .  
Geehrter Herr!

Wir sind unter Umständen geneigt, den uns freundlich eingesandten Roman „Illusionen“ für unser Blatt zu akzeptiren. Er hat uns gefallen; es spricht ein schönes Talent aus ihm, dem wir gerne Förderung zutheil werden lassen wollen. Hören Sie unsere Bedingungen. Sie müßten sich zur theilweisen Umarbeitung einzelner, zur gänzlichen Auslassung zweier Kapitel und zu einer unserer Wünschen und Bedürfnissen entsprechenden Aenderung des Schlusses bereit erklären. Selbstverständlich brauchen auch die Charaktere noch ein bedeutendes Quantum Veredelung und Verklärung. Alles Nähere dann, wenn Sie prinzipiell Ihr Einverständnis ausgesprochen haben werden. Für heute nur Folgendes, um Ihnen eine Vorstellung zu geben von dem, was wir wünschen. Ihre verheirathete Heldin wird von einem früheren Liebhaber heimgesucht. Das ist unmöglich. Eine verheirathete Frau kann und darf früher keinen Geliebten gehabt haben — in einem Roman eines Familienblattes nämlich. Aus dem Liebhaber muß ein Bruder gemacht werden, für den sich die Frau geopfert hat. Ihre Magda erzählt — fast mit



Sachkenntnis, möchte ich sagen — die Geschichte eines verführten Mädchens, spricht von den Pflichten der Mutterschaft, von Kinderlegen. Wo denken Sie hin? Davon wissen junge Mädchen nichts — im Roman des Familienblattes nämlich. Ihr edler und wirklich anständiger Held ertappt sich einmal auf einer ganz gemeinen sinnlichen Neigung und ein anderes Mal gar auf einem Gedanken, der dem Neid, dem schändlichen Egoismus zum Verwecheln ähnlich sieht. Merken Sie sich: anständige junge Männer werden von solchen Gedanken nicht behelligt und von sinnlichen Neigungen schon gar nicht — im Roman des Familienblattes nämlich. Das Kapitel, in dem der schwache Friedrich um eines augenblicklichen Vortheiles willen seine Gefinnung und Ueberzeugung verleugnet und doch die Achtungsbeweise der wissenden Gesellschaft empfängt, muß ganz fort. Dergleichen kommt nie vor — im Roman eines Familienblattes nämlich. Das zweite Liebespaar darf nicht sterben, es muß sich kriegen. Warum auch diese wirklich liebenswürdigen Leuten umbringen? Gute, anständige, edle Menschen werden überhaupt nie vom Schicksal verfolgt, fallen nie als Opfer — im Roman des Familienblattes nämlich. Ueberdies muß jeder unserer modernen Romane einen guten „Ausgang“ haben. Wenn Sie ein beliebter Erzähler werden wollen, müssen Sie im modernen Roman stets auf gute Ausgänge sehen. Das Publikum hat zu viel Mitgefühl mit Personen, die angeblickt zu seiner Zeit leben. Befriedigen Sie Ihre Mordlust im historischen Roman an toten Römern; die können Sie dugendweise umbringen.

Genug für heute. Mein Lese-Komitee — aus meiner Frau, der Mutter meiner Frau und meiner Tochter bestehend — hat noch viele andere Ausstellungen, die ich Ihnen — Ihre Einwilligung vorausgesetzt — nächstens bekannt geben werde. Hoffen Sie nicht, mich zu Konzessionen zu bewegen, denn das Urtheil dieser Frauen, die drei Generationen des weiblichen Lesepublikums repräsentiren, ist für mich in allen literarischen Dingen maßgebend. Erlauben Sie mir noch, Ihnen einen Rath zu geben. Sie sind, wie ich aus Ihrem Werk ersehen, ein Anhänger der neuen Richtung. Das soll Ihnen unbenommen bleiben. Aber alles mit Maß und Vorsicht, geehrter Herr. Guldigen Sie dieser neuen Richtung dadurch, daß Sie Städte, Badeorte, Straßen, Hotels mit ihren wirklichen Namen bezeichnen, daß Sie Toiletten, Zimmereinrichtungen, Mahlzeiten, Vorbereitungen zu Duellen ausführlich bis ins kleinste Detail beschreiben, daß Sie hie und da ein wenig Dialekt anbringen und den Dialog der niederen Stände, der unwesentlichen Personen ein wenig trivial gestalten, — aber lassen Sie es daran genug sein und behalten Sie im Uebrigen das erprobte Alte bei. Damit erzielt man zweierlei. Die breitgetretenen Neuerlichkeiten verschaffen den Lesern die Genugthuung, daß sie für die neue Richtung volles Verständnis besitzen, an ihr Gefallen finden — also die Genugthuung, modern zu sein — und im Wesentlichen finden sie doch nur wieder den gewohnten, liebgewordenen, tausendmal aufgewärmten Kohl. Man schmeichelt also ihrer Eitelkeit und respektirt ihre Denkfähigkeit. So ist die einzige Mischung beschaffen, in der wir den Realismus gebrauchen können. Das wirkliche Leben, die komplizierte Maschine Mensch mit ihren Widersprüchen, ihren niedrigen, egoistischen, kleintlichen Motiven, ihren lichtscheuen, uneingestandenen Gedanken paßt nicht für uns. Unser Veruß ist es, das Banner des Idealismus hochzuhalten.

Zum Schluß noch das Geschäftliche. Wenn Sie mit der Umarbeitung einverstanden sind, bieten wir Ihnen für Ihren Roman ein Honorar von 4000, viertausend Mark. Ich sage Ihnen ganz offen, daß dies nicht unser höchster Honorarjah ist. Wenn Ihr Werk unsern Lesern gefällt — wir ersehen dies aus den Zuschriften, die wir erhalten, und aus dem Umstand, ob beim nächsten Quartal die Abonnentenzahl zu- oder abnimmt — so würden wir Ihnen für einen zweiten Roman viel bessere Bedingungen bieten.

Hochachtungsvoll

J. A. Lämmchen,

Herausgeber der „Kaffeemühle“.

Frau Franziska hat die Lektüre rasch beendigt, nur den letzten Theil des Briefes hat sie zweimal gelesen. Der Inhalt dieser Zeilen hat augenscheinlich Eindruck auf sie gemacht. Viertausend Mark! Diese Summe ist zwar sehr gering im Vergleich mit denen, die heute in ihrer Gegenwart genannt wurden, aber man kann doch immerhin schon von ihr sprechen und für den Anfang — sie fühlt die Blide ihres Gatten auf sich ruhen und unterbricht selbst ihren Gedankengang durch die Frage: „Du hast schon geantwortet?“

„Nein, ich war bis jetzt noch zu aufgereggt, zu wüthend — Was sagst Du dazu? Ist es nicht empörend?“

„Das kann ich nicht finden. Das Honorar ist doch ganz anständig. Hast Du denn mehr erwartet?“

„Ich spreche nicht von den Bedingungen; sie sind außerordentlich, für mich überraschend. Ich hätte mich auch mit dem zehnten Theil zufrieden gegeben. Aber diese Zumuthung, mein Werk zu verstümmeln. — Wofür hält man mich denn? Wie es scheint für einen Schneider, der auf Bestellung, nach Maß arbeitet, auf Verlangen verkürzt oder verlängert. — Du mußt doch auch finden, daß das unwürdig ist — ich begreife Deine Ruhe nicht.“

„Und ich nicht Deine Erregung. Ist das, was man von Dir verlangt, unehrenhaft?“

„N—ein —“

„Verstößt es gegen das Gesetz? Wird man dafür bestraft?“

„N—ein — aber —“

„Wird man von der Welt verachtet oder von der Gesellschaft ausgeschlossen, wenn man es thut?“

„Nein, aber es —“

„Nun also!“

„Ja, giebt es denn für Dich keine andere Macht als das Gesetz oder die Meinung der Welt? Und mein Kunstideal, meine Selbstachtung, meine Ueberzeugung, mein künstlerisches Gewissen?“

„Das verstehe ich nicht. Du hast doch eben selbst zugegeben, daß es nicht unanständig ist. Und es ist doch auch wirklich ganz gleichgiltig, wie die Personen in einem Roman denken und handeln, ob sie sterben oder am Leben bleiben. Wer sagt Dir denn, daß gerade Du mit Deiner Ansicht Recht hast? Der erfahrene Mann, der Dir schreibt, muß es doch besser wissen. Ich kann Dir nur sagen, daß auch mir die Geschichten lieber sind, die gut ausgehen, in denen die Menschen gut, edel und großmüthig sind. Und wenn die guten Eigenschaften überdies noch so gut bezahlt werden, während die schlechten augenscheinlich gar keinen Preis haben! Bedenke nur, 4000 Mark! Es ist ja unmöglich, daß Du den Eigensinn so weit treibst, das abzulehnen. Nein, Du wirst lieb sein, wirst Deine Einwilligung geben —“

„Das werde ich nicht. Verstehst Du denn nicht, daß meine Arbeit mir theuer, daß sie der Ausdruck meiner innersten Ueberzeugung ist, daß ich sie nur so und nicht anders schreiben konnte und kann, daß ich mich verachten —“

„Nein, ich verstehe nur, daß Du nichts thun willst, um uns aus unserer ärmlichen, beschränkten Lage zu befreien, ich sehe nur, wie gut es anderen Frauen geht, ich sehe nur, daß — Du — mich — nicht liebst, daß — ich unglücklich —“

Die eben skizzierte Unterredung hatte in den folgenden Tagen noch einige Wiederholungen, die sich von dem ersten Gespräch nur dadurch unterschieden, daß die Argumente Frau Franziska's immer zahlreicher und eindringlicher wurden und der Widerstand Bruno's immer mehr an Kraft verlor.

Wer schließlich den Sieg davon trug? Es war nicht möglich, Genaueres darüber zu erfahren. Gewiß ist nur, daß der Roman „Illusionen“ von Bruno Dalborg in der „Kaffeemühle“ erschienen ist und daß er den Lesern außerordentlich gefallen hat. Gewiß ist ferner nur, daß der Autor sehr bald eine „Zierde des Blattes“ wurde, daß er erstaunlich rasch den Ehrentitel „eines unserer beliebtesten Erzähler“ erhielt, und daß Frau Franziska schon nach kurzer Zeit alle Ursache hatte, auf ihren Gatten stolz zu sein.

## Das platte Land und die Sozialdemokratie.

(Schluß.)

IV.

n. Der Abzug des ländlichen Arbeiters in die industriellen Gebiete muß den schroffen Interessengegensatz zwischen agrarischem und industriellem Kapital, der in den politischen Parteigruppierungen aller Länder zum Ausdruck kommt, noch weiter verschärfen.

Der Landwirth als Produzent der Nahrungsmittel, deren Preis heute in erster Reihe den Werth der Arbeitskraft, den Lohn, bestimmt, ist natürlich bedacht, seine Erzeugnisse möglichst vortheilhaft zu verkaufen. Der Industriekapitalist dagegen strebt natürlich gerade die Verbilligung der Waare Arbeitskraft an, um seinen Mehrwerth zu steigern. Darauf basiert dieser Interessengegensatz im letzten Grunde.

Die Industrie ruft die ausländische landwirthschaftliche Konkurrenz herbei, um auf den Lebensmittelmarkt zu drücken. Der Landwirth schreit nach Schutzzöllen. Setzt er diese, wie es in Deutschland der Fall ist, durch, so wird die Industrie als Konsumentin der Arbeitskraft gezwungen, das Brod für ihre Leute zu einem künstlich gesteigerten Preise zu kaufen. Um solch' theure Arbeitskräfte zu sparen, baut sie Maschinen, zu deren Unterhalt man kein Brod braucht.

Die ausländische Konkurrenz bleibt inzwischen ebenfalls nicht müßig. Sie sucht noch billiger als bisher zu produziren. Und da es im Zeitalter der „freien Konkurrenz“ auf die Dauer keine Monopole giebt, überschweben die ausländischen Produktmassen doch schließlich die höchsten Schutzzollmauern und beeinflussen — wenn auch abgeschwächt — den heimischen Lebensmittelmarkt.

Fallen die Zölle ganz, und im Interesse der Gesamtheit müssen sie das am Ende doch, so ist die allgemeine Revolutionirung des landwirthschaftlichen Betriebes um so gewaltiger, je weiter der heimische Produzent hinter dem auswärtigen zurückgeblieben ist.

In der Zwischenzeit, d. h. solange die Schutzzölle in Kraft bleiben, schreitet die Zentralisation des landwirthschaftlichen Kapitals ungehindert vorwärts, mit ihr die Anwendung der Maschinenteknik, die — den gesellschaftlichen Produktivitätsgrad der heimischen Arbeit verlorpernd — den kleinen Produzenten nun vollkommen zu Boden schlägt.

Die hierdurch naturgemäß herbeigeführte Auffaugung des Kleinbesitzes befestigt die Macht des Großbetriebes und ebnet den Boden für die sozialdemokratische Agitation auf dem platten Lande.

Vor allem zerstört der zentralisirte Ackerbaubetrieb die bisher so hinderliche Zersplitterung der Tagelöhnerklasse. Die modernen Riesenfarmen häufen, gleich den

großen Industrie-Etablissements, die Arbeitermassen an. Ein politischer Zusammenschluß der letzteren wird dadurch erleichtert.

Der auf Spekulation arbeitende landwirthschaftlich-kapitalistische Betrieb hat ferner Krisen im Gefolge, welche der ehemaligen Kleinwirthschaft verhältnismäßig unbekannt waren. Die jetzt eintretende Unsicherheit der Existenz reißt das ländliche Proletariat aus seiner stumpfen Sorglosigkeit, der drohende Hunger zwingt selbst diese bedürfnislosen Schaaren zu einigem Nachdenken.

An Stelle des früheren patriarchalischen Arbeitsverhältnisses und Bevormundungssystems tritt die kühle feindliche Berechnung von Käufer und Verkäufer. Das gegenseitige Mißtrauen zwischen „Herr“ und „Knecht“ wächst, die Klassengegenätze verschärfen sich.

Auch die Abhängigkeit des Tagelöhners hört auf, seit die großen Betriebe sich untereinander auf dem Arbeitsmarkte rücksichtslos Konkurrenz machen und die Industrie mehr und mehr ihren Sitz auf dem flachen Lande aufschlägt. Das durch bessere oder andere Arbeitsausichten großgezogene schwache Selbstvertrauen der Arbeiterklasse äußert sich Anfangs nur passiv durch Lösung des bisherigen Arbeitsverhältnisses, steigert sich allmählich aber zu direktem Widerstande. Das herbeigelockte industrielle Landstraßenproletariat wirkt gleichfalls in vielen Beziehungen auflösend und zerlegend.

Neben diesen wirthschaftlichen Faktoren wirkt auch die Presse, das politische Parteileben, der Militarismus, der verbesserte Schulunterricht u. s. w. langsam auf die geistige Entwicklung des ländlichen Arbeiterstandes.

Vergessen wir schließlich nicht, daß der Tod täglich tausend Läden in die alte Garde der stumpfsinnigen Tagelöhnermassen reißt, deren lebenslang gewohnte geistige und materielle Knechtschaft die modernen Verhältnisse nur schwer zu brechen vermochten, während die jüngere Arbeitergeneration sich dem Einflusse der Neuzeit nicht mehr so leicht entziehen kann.

Der eigentliche Revolutionär bleibt aber das Kapital. Es wirft auf dem flachen Lande so gründlich wie in den Industriezentren die alten Moral- und Sittlichkeitsanschauungen über den Haufen. Gerade so armselig als sich schon äußerlich das Dorf Kirchlein den modernen Riesentempeln der ländlichen Fabriken, den palastartigen Ställen und Scheunen der Großwirthschaften gegenüber ausnimmt, gerade so verhält sich die Macht der Kirche dem ländlichen Kapitale gegenüber. Die Kirchenglocklein rufen umsonst, wenn die Interessen des Kapitals eine „Schändung des Sabbathes“ erfordern. Was erst vermag die alte patriarchalische Ehe und Familie den eisernen Zwangsgefeßen der ökonomischen Entwicklung gegenüber? Das Ueberhandnehmen und die schmachliche Ausbeutung der ländlichen Frauen- und Kinderarbeit geben die beste Antwort hierauf! Der Boden wankt.

Früher oder später muß die kapitalistische Wirthschaftsweise des platten Landes, neben der materiellen und geistigen Umgestaltung aller bisherigen Verhältnisse, aber auch dem politischen Leben ihre modernen Bäge geben. Die harten Kämpfe um die materiellen Interessen eines menschenwürdigen Daseins müssen das ländliche Proletariat dem Kapital gegenüber eisenfest zusammenschmieden und zum Anschluß an eine der bestehenden Parteien treiben. An welche, kann keine Frage sein. Die Partei der Besiglofen ist allein die Sozialdemokratie.

Die Einsicht, daß die wilde Anarchie der heutigen privatkapitalistischen Waarenproduktion das ganze soziale Elend der besiglofen Majorität verschuldet und daß nur die Verwirklichung des sozialistischen Programms auch auf dem platten Lande eine Lösung der unsäglichen Wirren herbeiführen kann, muß über kurz oder lang das ländliche Proletariat in die Reihen der Sozialdemokratie treiben. Schon heute sieht die große Masse der untergehenden Kleinbauern ein, daß es einzig die überlegene Betriebstechnik des Großgrundbesitzes ist, die ihren Ruin herbeiführt. Sie bemühen sich Produktivgenossenschaften und Konsumvereine zu gründen. Gemeinschaftliche Einkäufe von Saatgut, Dünger, Ackergeräthen u. c., gemeinsame Maschinenbenutzung und Vornahme von Bodenmeliorationen, ebenso gemeinsame Produktverkäufe schweben ihnen vor. Das sieht ja schon hübsch sozialistisch aus, wenn es auch den kindlichen Vorstellungen, die jene Leute noch von dem wirthschaftlichen Entwicklungsgange haben, entspricht. Theilweise hofft der Kleingrundbesitz sogar auf staatliche Unterstützung, um sein „sozialistisches“ Ideal verwirklichen zu können.

Was kann man von dieser „Reform“ erwarten? Der private Großgrundbesitz kämpft dann einfach gegen selbstständige oder staatlich unterstützte kleinbäuerliche Aktiengesellschaften. Die kapitalistische Produktionsform wird all gemein im Ackerbaubetriebe, das ist alles. Der ganz kleine Besitzer, der schon zufolge der Zersplitterung seiner lumpigen Ackerparzellen sicher gar nicht im genossenschaftlichen Betriebe Aufnahme finden wird, geht nur um so schneller seinem Untergange entgegen. Die vollständige Zerlegung aller hergebrachten sozialen Verhältnisse des platten Landes würde nur beschleunigt.

Mag darum der Kleinbesitz weiter auf sich selbst gestellt die sichere Beute des Großbetriebes werden, oder mögen genossenschaftliche Riesenfarmen durch ihre Verallgemeinerung der technischen Umwälzungsarbeit die sozialen Verhältnisse des platten Landes von Grund aus umgestalten, der Sieg des Proletariats ist nicht aufzuhalten.

Allerdings einen Trost behält die bürgerliche Gesellschaft: die Organisation des ländlichen Proletariats ist nicht im Handumdrehen zu erwarten, sondern muß wie



jene der industriellen Arbeiterklasse über Hausen verhungertes Männer, Weiber und Kinder schreiten und in verzweifelter, Jahrzehnte langen Klingen gegen das degenierende Kapital geschaffen werden. — Das ist grausam, aber unabänderlich.

### Eine Revolution in der technischen Verwendung der Metalle.

Der Eiffelturm und die Forthbrücke haben im letzten Jahre auch das Interesse weiterer Kreise für Hoch- und Ingenieurbau lebhaft erregt, denn diese Werke zeigten auch dem Laien in die Augen springend den großen Fortschritt der modernen, auf Eisenkonstruktionen beruhenden Technik. In den beiden genannten Werken haben wir aber auch zugleich, wenigstens in gewisser Beziehung, eine Grenze in der Verwendung des Eisensmaterials zu sehen. Man kann das am besten an der Forthbrücke darlegen. Es ist nämlich nicht, wie oft der Laie vermeint, das Gewicht bzw. die lebendige Kraft der dahinjagenden Büge, welche dem Techniker Schwierigkeiten bereiten, sondern das Eigengewicht der Brücke selbst. Es besteht ein dauernder Kampf zwischen diesem letzteren und der Spannweite.

Wie der Ingenieur, so ist auch der Eisenbahntechniker fortwährend bemüht, die Leistungsfähigkeit des Eisenmaterials zu erhöhen. Seit Jahren sind die Techniker bestrebt, Lokomotiven zu erbauen, mit denen eine Geschwindigkeit von 150 Kilometer pro Stunde zu erreichen ist. Das letzte Jahr ist reich an solchen Konstruktionen. Wir erinnern nur an die eigenthümliche neue Maschine von Ala Voethij. — Bei genauer Prüfung dürfte sich aber herausstellen, daß die moderne Schnellzugmaschine den Forderungen eigentlich schon entspricht. Die Schwierigkeit, welche sich der Fahrt mit größeren Geschwindigkeiten entgegenstellt, ist vielmehr im Unterbau zu suchen, und auch diese Schwierigkeit ist bereits prinzipiell, aber leider nicht pekuniär, durch die sogenannte Goliathschiene von Sandberg überwunden. Sie ist sehr kostspielig, ein Faktor, der bei der großartigen Entwicklung des Schienenverkehrs gar sehr zu berücksichtigen ist. Immerhin sind diese finanziellen Schwierigkeiten noch leichter zu überwinden, als die technischen Schwierigkeiten, die aus der Verwendung von massiven Eisenbarren erwachsen. Schon seit langer Zeit haben daher die Techniker ihr Augenmerk auf die Röhren gerichtet. Die Röhre ist leichter, als der Metallstab, aber leider hat die erstere eine zu geringe Festigkeit, um mit der massiven Stange zu konkurrieren.

Wollte man bisher Röhren herstellen, so pflegte man das Metall zu Blech auszuwalzen und sodann in entsprechender Form zu verlöthen. Sollte ein Material von ganz besonderer Festigkeit erzielt werden, so bohrte man dasselbe oder stellte es durch den galvanischen Prozeß her. Da tauchte vor einigen Jahren die Nachricht auf, daß es den Gebrüdern Mannesmann in Remscheid durch ein eigenthümliches Verfahren gelungen sei die Röhren unmittelbar aus dem Bloche herauszuwalzen und dem neuen Fabrikate sollte eine fünf- bis sechsmal größere Festigkeit zukommen, als sie den bisher bekannten Röhren eigen sei. Diese Nachricht wurde anfangs mit großem Mißtrauen aufgenommen; dasselbe steigerte sich,

als das neue Material noch längere Zeit nachher nicht auf dem Marke erschien. Jetzt sind, im April dieses Jahres, die Mannesmann'schen Produkte vor die Öffentlichkeit getreten, und wir sehen nun thatsächlich, daß sich in der Stille gleichsam ein Wunder vollzogen hat. Die Röhren, welche im Architektenhause zu Berlin dem Publikum vorgeführt wurden, waren auf Druck bis zu 4000 Atmosphären gepreßt. Das heißt, daß ein jedes qcm. derselben ein Gewicht von 4000 kg. zu tragen vermag. Die Röhre kann also ihrer Festigkeit nach an Stelle des Barren treten. Ihre Struktur ist eine ganz seltsame. Lodenartig winden sich die Eisensfasern in einander, wodurch nicht nur die Zähigkeit des Materials in angelegener Weise zunimmt, sondern es auch im Stande ist, jede Gestalt anzunehmen, die ihm zugemuthet wird. Die Röhren werden gebogen, zu Schleifen verschlungen, gepreßt, gequetscht, geknetet wie ein weicher Körper, überhaupt in jeder Weise gemißhandelt, ohne daß ein Knick oder Riß von dieser Behandlungsweise Zeugniß gebe. Man ist daher auch im Stande, sie in der Form viereckiger Balken herzustellen, wodurch sie sich unmittelbar dem Baumeister als Träger u. dgl. bei seinen Bauten darbieten. Ihre Leichtigkeit erlaubt, Bauwerke herzustellen, die ohne Stütze frei auf dem Wasser schwimmen. Ueberhaupt sind die neuen Fabrikate so recht geeignet, unsern gewohnten Anschauungen zu widersprechen. Wer hätte z. B. jemals vordem von eisernen Ketten vernommen, die wie Blätter auf der Oberfläche des Wassers dahintreiben!

Von hohem, auch allgemeinem Interesse ist die Art der Fabrikation. Die Erfinder bezeichnen den Prozeß als Schrägwalzverfahren. Zwischen zwei ein wenig gegeneinander geneigten, mit Wälzsteinen und Vertiefungen besetzten Walzen, welche sich nach derselben Richtung bewegen, wird ein rothglühender Metallblock gelegt. Durch die eigenthümliche Lage der Walzen würde eine Drehung und eine Verschiebung des Metallblockes erfolgen, wenn derselbe den Impulsen folgen könnte. Da er dies aber nicht vermag, so wird ihm, um mit Reulauz zu sprechen, gleichsam „die Haut über die Ohren gezogen“. So entsteht die Röhre. Wo die Walzen nicht eingreifen, bildet sich keine Höhlung, und so ist man denn im Stande, geschlossene Röhren herzustellen, welche vordem niemals geöffnet waren. Man war neugierig, was dieselben enthielten. Es wurde festgestellt, daß sich in ihnen eine Mischung von 99 Prozent Wasserstoff und einem Prozent Stickstoff befindet. Stoffe also, welche durch den Druck der Walzen aus dem Metalle herausgepreßt sein müssen. Aber welche beispiellosen Kraftmengen mußten auch zur Verwendung kommen, um solches zu ermöglichen! Die Erfinder konstruirten zu diesem Zwecke Schwungräder bis zu 10 m. Durchmesser, bei welchen ein jeder Punkt der Peripherie in einer Sekunde 100 m. zurücklegt. Auf solche Weise ist man im Stande, 8- bis 10 000 Pferdestärken im Schwungrade aufzuspeichern. Diese beispiellose Energie wird darauf in einer halben Minute durch Abbremsen wiederum abgegeben, und sie genügt, um in gleicher Zeit eine Röhre von 4 m. Länge und etwa 10 cm. Durchmesser zu vollenden.

Die Vortheile, welche sich durch die so entstandenen neuen Fabrikate darbieten, dürften auch dem Fernstehenden unmittelbar einleuchtend sein. Wir erwähnten bereits die

Schwierigkeit, die sich dem Brücken-Ingenieur bei großen Spannweiten im Eigengewichte der Brücke darstellt. Wie mit einem Zauberstrich ist jetzt diese Schwierigkeit entfernt. Was ist uns jetzt die Forthbrücke! Auch die oben angeführte Goliathschiene ist nun mit Hilfe des neuen Verfahrens leicht und billiger herzustellen; und damit steht ihrer Einführung nichts mehr im Wege.

Die Verwendung des neuen Materials ist überhaupt eine so reiche, daß wir uns auf wenige Beispiele beschränken müssen. Wir machen unter Anderem aufmerksam auf die große Wichtigkeit der neuen Erfindung für die Kriegstechnik. Die Festigkeit und die Leichtigkeit der Geschützrohre, beziehentlich der Gewehrläufe, wird bei gleichen Dimensionen eine sehr viel größere werden. Aber auch in der Kriegsmarine dürfte sich ein großer Umschwung vorbereiten. England baut zur Zeit niedrig bordige Schiffe, welche wenig Zielfläche bieten; daher der schweren Bepanzerung entbehren können, und welche überhaupt mehr schwimmenden Batterien als Schiffen gleichen. In Frankreich dagegen bevorzugt man hochbordige, schwergepanzerter Fahrzerge, welche allerdings leichter verwundbar, dafür aber auch seetüchtiger, als die englischen Schiffe sind. Wahre Schiffungeheuer baut fortwährend die italienische Marine, welche sich mit höchsten Geschwindigkeiten bewegen können. Mit einem Hagel von Geschossen überschütten sie aus ihren Schnellfeuergeschützen ihre Gegner. Der Kohlen- und Munitionsverbrauch ist aber bei denselben ein so bedeutender, daß sie nur zur Hafenverteidigung zu verwenden sind. Wie sich aus dem Vorstehenden ergibt, haben diese Konstruktionsarten ihre Fehler und ihre Vortheile. Ein niedriges, einer Batterie ähnliches Fahrzeug, würde den Anforderungen im modernen Seegesichte am meisten entsprechen, wenn nicht die Seetüchtigkeit darunter leiden würde. Es ist daher von einigen Schiffstechnikern der Vorschlag gemacht worden, halbversteckbare Schiffe zu konstruiren. Das hochbordige kriegstüchtige Schlachtschiff soll im Anfange des Gefechts soviel Wasserballast in sich aufnehmen, daß es den Geschützen der feindlichen Flotte nur eine möglichst kleine Zielfläche darbietet. Durch Dampfmaschinen kann später der Ballast wieder aus dem Schiffsraume entfernt werden. So weit die Idee. Einer praktischen Durchführung derselben dürften nun die neuen Mannesmann'schen Materialien in eigenthümlicher Weise entgegenkommen, denn sie bieten uns hohle, stabilste Balken, die auf dem Wasser schwimmen. Ein Schlachtschiff aus solchen Balken aufgebaut, würde durch Wasseraufnahme in die Hohlräume unschwer dem oben Gewollten Genüge thun.

Das ist jedoch selbstverständlich nur ein Beispiel unter Tausenden, um die große Verwendbarkeit der deutschen Erfindung vor die Augen zu führen. Bisher wurde die neue Methode nur auf Stahl bester Art in Anwendung gebracht. Wie uns mitgetheilt wird, ist es den Erfindern kürzlich gelungen, auch das Aluminium und seine Legierungen zu Röhren auszuwalzen. Es eröffnet sich damit dem Techniker abermals ganz neue Perspektiven. Das wunderbare Metall in der neuen Behandlung dürfte Apparate zulassen, von welchen wir bisher nur gewohnt waren, in den phantastischen Erzählungen eines Jules Verne zu hören. (Aus d. „Nation“.)

## !! Achtung !!

Wiederholt ist mir die Mittheilung geworden, daß Cravatten mit Cassale- und Marsbildern, die von hiesigen Bourgeois-Firmen angefertigt werden, als aus meinem Geschäft stammend in den Handel gebracht wurden.

Ich erkläre hiermit, daß die Form, womit die Bilder hergestellt werden, mein Eigenthum ist und keine andere hiesige Firma eine solche besitzt.

Wenn dennoch Cravatten mit Mars- und Cassalebildern von anderen Fabriken geliefert werden, so sind dieselben mit meiner Form hergestellt und hat die Fabrik, der ich die Form zum Zweck Anfertigung der Bilder anvertraut habe, mein ihr geschenktes Vertrauen mißbraucht.

Ich bitte daher die Genossen, welche einen derartigen Schlipf kaufen, sich bei dem Händler nach dem Namen des Fabrikanten zu erkundigen, anderenfalls mir Mittheilung zu machen.

Mit sozialdemokratischem Gruß

Carl Wesch, Cravattenfabrikant.

Adresse genügt!

## Zur Beachtung!

Der letzte Halbjahrgang der „Volkstribüne“ (die Nummern von Januar bis 1. Juli 1890 enthaltend), ist in mehreren gut erhaltenen und vollständigen Exemplaren von der Expedition unseres Blattes, Elisabeth-Ufer 55, zu beziehen. — Der Preis des ungebundenen Exemplars beträgt 1,50 Mk.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

von

**J. Meyer**

Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,  
(in der Ecke bei der Mantelstraße).

Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.  
Doppeltbündige Vorberträge von 50 Pf. an.  
Toppflanzen, Bouquets u. gut u. billig.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Pokal.

1 Saal zu Versammlungen und  
2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.

**Herrmann Wuttke,**

Friedrichsbergerstr. 20 pt.

nicht zu verwechseln mit Carl Wuttke früh. Weberstr. 10

## Abschied vom Sozialisten-Gesetz.

Unter diesem Titel wird der Verfasser der „Braunschweiger Sylvester-Zeitung“ und der „Festzeitung zum 1. Mai“ zum 1. Oktober ein illustriertes Zeitblatt, humoristisch-satirischen Inhalts herausgeben.

Der treffende Witz, die beißende Satire des Verfassers, eines alten bewährten Genossen, bürgen dafür, daß sich dieser „Abschied“ viele tausend Freunde erwerben wird.

Der „Abschied“ erscheint nur einmal. Verkaufspreis à Nummer 10 Pf. Verbreiter erhalten bis 50% Rabatt. Jeder Leser der „Berliner Volks-Tribüne“ kann den „Abschied“ bei seinem Verbreiter bestellen. Letztere werden gebeten alle Bestellungen auf den „Abschied“ an

**F. Wille, Maurer in Braunschweig, Marienstr. 43**

zu richten und zwar so bald als möglich, weil die Verendung schon in den letzten Tagen dieses Monats geschieht.

Mit sozialdemokratischem Gruß zeichnet

Der Herausgeber des „Abschied vom Sozialisten-Gesetz“.

## Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.

Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.

Heft 5 und 6 (Doppelheft):

### Zur Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus in Deutschland.

Von Paul Kampffmeyer.

84 Seiten nur 25 Pfennig.

Die Schrift dürfte sich zur Massen-Verbreitung besonders eignen. Bei größeren Bezügen, sowie für Wiederverkäufer hoher Rabatt.

Zu beziehen durch die bekannten Kolporteurs und Filial-Expeditionen, sowie durch die

Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek.“

Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

## Albert Auerbach,

Berlin S., Goltbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder.  
Reelle Bedienung. — Feste Preise.

## W. Gründel's Restaurant

(früher: F. Wendt.)

Dresdener-Strasse 116.

Arbeitsnachweis und Verfert der Buchbinder,  
Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher,  
Sattler und Gärtner.

Reichhaltiger Frühstücks-, Mittags- und  
Abendisch.

Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.  
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.  
Fernsprech-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.